



Ascherlundbrief



Folge 18

München, 25. September 1965

17. Jahrgang

60 Millionen Vertriebene in der Welt

Rund 60 Millionen Menschen sind in den letzten 50 Jahren aus ihrer angestammten Heimat vertrieben worden. Das ist ein Vielfaches dessen, was an Menschen während der großen Völkerwanderung durch Europa flutete. Man hat die Dezennien um 375 n. Chr. das Zeitalter der Völkerwanderung genannt. Mit mindestens dem gleichen Recht müßte man die letzten fünf Jahrzehnte als Zeitalter der Massenausreibungen bezeichnen.

Die Tragödie begann mit der Austreibung der Kurden während des Ersten Weltkrieges. Unter der Kollektivbeschuldigung nationaler Unzuverlässigkeit deportierte das Osmanenreich die im türkischen Kaukasusgebiet wohnenden Kurden in das Gebiet am Oberlauf des Tigris, das später überwiegend irakisch wurde. Die Söhne und Enkel dieser Deportierten kämpfen heute noch – upd zwar mit der Waffe in der Hand – um ihre Eingliederung und ihre Selbstbestimmung.

Der zweite Flüchtlingsstrom dieses Jahrhunderts ergoß sich nach dem Ersten Weltkrieg aus Kleinasien nach Griechenland und aus den neugriechischen Gebieten in die Türkei. Dieser zweiten Vertreibungswelle haftete zwar der Schein der Rechtmäßigkeit an, weil es sich offiziell um eine vertragliche Umsiedlung handelte, jedoch kann der wirkliche Charakter einer Zwangsausweisung nicht übersehen werden. Aus der Tatsache, daß gerade in den Ansiedlungsgebieten der kleinasiatischen Griechen nach dem Zweiten Weltkrieg Aufstände ausbrachen, ist ersichtlich, daß das Empfinden ungerechter Behandlung bei diesen Menschen noch nach einem Vierteljahrhundert nicht geschwunden und daß die Eingliederung keineswegs glücklich ist.

Die Zwischenkriegszeit konfrontierte uns mit zwei großen Vertreibungsphänomenen: die Deportationen in der Sowjetunion und die Flucht von Juden und politisch Andersdenkenden aus totalitären Staaten. Die Fluchtwellen schwellen mit Beginn des Zweiten Weltkrieges gewaltig an. Rund 500 000 Deutsche wurden aufgrund von Staatsverträgen aus osteuropäischen Ländern in das Reich (meist in die zwangsweise eingegliederten Gebiete) umgesiedelt. Parallel mit dieser Aktion wurden Polen aus den eingegliederten Ostgebieten in das sogenannte Generalgouvernement vertrieben. Innerhalb des Sowjetunion wurden während des Krieges unter der Kollektivbeschuldigung vaterländischen Verrats ganze Völkerschaften aus ihren Heimatgebieten verjagt, so z. B. die Wolgadeutschen und die Krimtataren.

Die letzte Phase des Krieges brachte die Evakuierung bzw. Flucht von etwa vier Millionen Deutschen vor der heranrückenden Roten Armee; weitere neun Millionen Deutsche wurden in den folgenden Monaten und Jahren aus ihrer Heimat

ausgetrieben. Gleichfalls im Zusammenhang mit dem Kriegsende wurden heimatlos: 400 000 aus Karelien nach Finnland geflüchtete Finnen, 1,8 Millionen aus Gebieten östlich der Curzon-Linie nach Polen umgesiedelte Polen, 400 000 aus Dalmatien, Albanien, dem Dodekanes und Afrika nach Italien zurückgewanderte Italiener, 350 000 aus Bulgarien, Rumänien und Jugoslawien in die Türkei geflüchtete turkoide Muselmanen, 20 000 aus Bulgarien, Rumänien und Jugoslawien nach Griechenland geflohene Griechen, 2,8 Millionen Osteuropäer, die als Kriegsgefangene nach Westeuropa gelangten und in ihre osteuropäische Heimat nicht zurückkehrten, und 4 Millionen aus Korea, Formosa und Mandschukuo in ihr Mutterland zurückströmende Japaner.

Die Nachkriegszeit ist in erster Linie beherrscht von den Flüchtlingsströmen, die die Entkolonialisierung auslöste. Sieben Millionen Pakistanis wanderten vom indisch gewordenen Gebiet in das pakistanisch gewordene Gebiet und 8 Millionen Hindus wanderten von Pakistan nach Indien, weil sie als Minderheit vom neuen Staatsvolk Unterdrückung befürchteten. 800 000 Araber mußten ihre zum neuen Staat Israel gekommene Heimat verlassen, weil sie ihnen als Minderheit kein erträgliches Leben bot. 400 000 Juden mußten den jordanisch gewordenen Teil Palästinas verlassen, um in Israel ein neues sicheres Leben zu beginnen. 260 000 Holländer wurden aus Indonesien verdrängt, 70 000 Belgier aus dem Kongo und 1,1 Millionen Franzosen aus Algerien und Indochina. Zugleich flohen etwa eine Million Indonesier, Algerier und Indochinesen (Kollaboranten) aus ihrer Heimat in die Staatsgebiete ihrer einstigen Kolonialher-

ren. Chinesen wanderten aus Indonesien in die Nachbarländer aus, und Tamilen flüchteten von Ceylon nach dem indischen Festland.

Die Unabhängigkeit der afrikanischen Staaten löste ebenfalls zahlreiche Flüchtlingsströme von „Kollaboranten“ und von untereinander verfeindeten Stammesgruppen aus. Beispiele hierfür sind die aus Guinea in die umliegenden Staaten geflohenen frankreichfreundlichen Neger – die Watussi, die während der belgischen Kolonialverwaltung im Mandatsgebiet Ruanda-Urundi die herrschende Gruppe waren und nach der Souveränitätserklärung von einer andersvölkischen Mehrheit vertrieben wurden –, sind die politischen Flüchtlinge aus dem Kongo, die aus Angola in den Kongo geflohenen Bakongos und die christlichen Sudanesen, die von den mohammedanischen und heidnischen Mitbewohnern des oberen Nilgebietes zur Flucht gezwungen wurden.

Ein zweiter Fluchtstrom der Nachkriegszeit resultiert aus den Auseinandersetzungen des Westens mit kommunistischen Staaten. 3,5 Millionen Deutsche flohen aus der sowjetischen Besatzungszone nach Westdeutschland. Drei Millionen Chinesen flohen aus China nach Hongkong und Formosa. Drei Millionen Koreaner flohen aus Nordkorea nach Südkorea. 800 000 Vietnamesen flohen aus Nordvietnam nach Südvietnam. Tibeter, Kubaner, Laoten, Ungarn – sie alle gerieten in den Mahlstrom der Flucht. Mauern und Stacheldraht haben mindestens diesem Flüchtlingsstrom dieses Jahrhunderts zur Zeit ein gebieterisches Halt geboten. Die Anklage gegen die das Menschenrecht auf Heimat mißachtenden Austreiber aber bleibt.

In Deutschland als deutscher Kriegsgefangener Einer von Hunderttausenden schrieb ein Tagebuch

XI.

23. Juli: Der Franzose sucht. Wir müssen unsere Zelte räumen und unsere Habe vor diesen ausbreiten. Man nimmt alles, soweit noch vorhanden: Geld, Uhren, Seife und Tabak. Sie rauben also der jämmerlichsten Armut Europas, den Maulwürfen am Rhein, das Letzte. Aber einige graben mit den Fingern Löcher in den Zelten und verstecken dort, was sie vor diesem schamlosen Fischzug retten wollen.

Gestern abends bei allem Hunger ein kleiner Auftrieb: Zum erstenmal seit unserer Gefangennahme ein wenn auch winziges Stückchen Frischfleisch. Es roch penetrant, aber es war Fleisch, schätzungsweise 15 Gramm pro Kopf.

Nachmittags: Die Durchsuchung unserer Zelte dauert an. Es ist die abscheulichste Szenerie unserer bisherigen Gefangen-

schaft. Als seelische Marter trifft sie kaum mehr. Nur noch dumpfe Wut vermag sie auszulösen. Man hat uns ein paar hundert Meter von unserem Camp weggeführt und wir sehen nun zu, wie sie in unseren Habseligkeiten wühlen. Und dann plötzlich auch noch Leibesvisitation an uns selbst. Zwölf Mann hoch untersuchen sie meine Kompanie. Vorgestern hatte ich in meinem Brotbeutel noch vier Papiermark gefunden. Ich steckte sie zu mir in der Meinung, sie dadurch sichern zu können. Nun sind sie futsch. Das bei der Leibesvisitation gefundene Geld werfen die Franzosen in eine bereitstehende Schachtel. Immer wieder greift einer der französischen Soldaten hinein und stopft sich ein Bündel Banknoten in die Taschen. Auch sonst wird geraubt, was immer sich noch finden mag. Welch ein Schauspiel,

diese Expropriation der bereits zehnmal Exproprierten! Dazu Stockgefuchtel, barsche Worte, Püffe. Vor drei Wochen schleuste uns der Amerikaner zwecks Entlassung durch. Nun erleben wir, daß unsere ohnehin nicht mehr unterbietbare Armseligkeit der Raubgier blutjunger Franzosen ausgeliefert ist. Seit dem frühen Morgen stehen wir nun schon so, sehen in ohnmächtiger Wut zu. Wir wollen uns setzen, da macht einer der Posten eine unmißverständliche Geste, streicht mit seinem MG „symbolisch“ unsere Reihe ab – „Fusiler“, lacht er dazu.

Natürlich erhält niemand eine Quittung über das, was man ihm abnimmt. Es sind nun schon Tausende von Mark allein aus unserem Bataillon. (Woher nur, frage ich mich wieder und wieder erstaunt.) Ich stehe 30 Meter von den Schachteln entfernt. Stundenlang beobachte ich, wie die Franzosen immer wieder hineingreifen und einstecken.

Unmittelbar daneben werden zwei Landsor von deutschen Soldaten mit Knüppeln verprügelt und dann in einen Kober gesteckt, der als Strafbunker dient. Sie sollen gestohlen haben, hört man. Welch eine Welt!

Abends 18 Uhr: Wir warten noch immer auf das Ende der Filzung, ohne Unterbrechung seit dem frühen Morgen, ohne Essen. Der Hunger quält. Jetzt aber begann das Groteske dieses grotesken Tages, das Unwahrscheinlichste, das Schandbarste:

Nach der Leibesvisitation und nach der Durchwühlung dessen, was wir vor die Zelte gelegt hatten, begannen die Franzosen vor den Augen der 3000 Gefangenen, die rundherum stehen, die Zelte innen zu plündern. Jawohl, ein Kriegsgefangenenlager, belegt mit mehrmals durchsiebten und völlig ausgepowerten deutschen Soldaten, die seit Wochen hungern und nicht das Notdürftigste mehr zur Daseinsfristung besitzen, wird zur Plünderung freigegeben. Die allerletzten Habseligkeiten gehen mit: Rucksäcke, Decken, Zahnbürsten sogar. Und natürlich die Köstlichkeiten, aus der Ami-Zeit her aufgespart, um ein Mitbringsel für daheim zu haben: Seife und Kaffee.

Ich war 1940 im Juni Zeuge einer Durchsuchung französischer Gefangener. Was ihnen genommen werden mußte, das wurde peinlichst registriert und quittiert. Für jeden Gefangenen war ein Papiersäckchen bereitgehalten, das die beschlagnahmten Dinge aufnahm. Es wurde genauest beschriftet. Zwei Jahre später war ich Zeuge einer Entlassung französischer Gefangener: Sie erhielten ihre Papiersäckchen zurück. Wenn die sehen könnten, wie ihre Kameraden hier uns mitspielen!

25. Juli: Heutige Verpflegung sieben Kartoffeln und ein Kubikzentimeter Öl. Ganz kleine Kartoffeln übrigens. Der Hunger peinigt. Die Entlassungen stocken. Es ist ganz schrecklich. Gestern entließ man etwa 100 Alte von 55 Jahren aufwärts.

Besonders „beliebt“ ist die Lagerpolizei. Der Haß gegen die „Doppelverdiener“ wächst ins Unbeschreibliche. Man hört Drohungen: Wenn mir da einmal einer begegnet . . . Im Stab sitzt nach wie vor auch der Englisch-Dolmetsch, längst nicht mehr vonnöten, aber als Kliken-Zugehöriger mitgefüttert. Er war Küchenchef bis zur Pfannkuchen-Affäre nach Abzug der Amerikaner. Auch der mit ihm in der gleichen Nacht gestolperte Fourier ist „Stabsmitglied“. Niemand weiß, was sie tun.

Heute Gesamtverpflegung, von Fachleuten errechnet: 800 Kalorien aus sieben Kartoffeln, ein Kubikzentimeter Öl, 120 Gramm Brot, einer Kirsche und drei Stachelbeeren. Immerhin eine Steigerung ge-

genüber den letzten Tagen. Das Obst stammt aus Liebesgaben.

26. Juli: Erhielt gestern abends wieder ein paar angequatschte Brote für meine Kompanie. Die sind besonders schwer zu teilen und daher immer Anlaß zu Reibereien. Ich schlug daher dem Fourier vor, die beschädigten Brote bei der Doppelverpflegung des Stabs und der Lagerpolizei zu verwenden, da ich zufällig sah, daß für die Herren lauter tadelloses Brot zurückgelegt war. Ihre Normalration sollen sie, meinte ich, wie die anderen haben, die paar gequatschten Brote könnten billigerweise für ihre Zusatzration verbraucht werden. Daraus erwuchs ein wüster Kampf der Lagerpolizei gegen mich. Ich trug meinen Vorschlag in höflichster, wenn auch bestimmter Form vor. Fourier und Lagerpolizei lehnten brüsk ab: Wie sie dazu kämen, wollten sie wissen. Ich teilte die Ablehnung meinen Männern mit. Als kurz darauf ein Lagerpolizist vorbeiging, wurde er beschimpft. Gleich darauf rief mich der Bataljoner. Es gab Gegenüberstellungen, der Sprecher der Lagerpolizei nannte mich einen Scharfmacher, Hetzer usw. Ich beharrte darauf, daß mein Vorschlag gerecht gewesen sei. Noch während der Aussprache tritt ein Lagerpolizist von hinten an mich heran und flüstert mir zu: „Die Lagerpolizei hat beschlossen, dich furchtbar zu verdreschen, ehe wir entlassen werden.“ Auch diese Drohung teile ich meinen Leuten mit. Sie freuen sich auf den Kampf . . .

Abends noch ein anderes Schauspiel. Wir Kompagnieführer werden zusammengerufen. Der Lagerführer hält uns eine Ansprache. Wir hätten anerkanntermaßen das meiste zu leisten und es täte ihm leid, daß wir keinen Zuschlag bekommen, aber die Vorschriften habe nicht er gemacht. Er freue sich daher, uns eine einmalige „Vergütung“ einhändigen zu können. Und überreichte sie uns feierlich: 120 Gramm Brot, sechs Kartoffeln, zwei ganz kleine Falläpfel. Also noch nicht einen Bruchteil des täglichen Zusatzes eines Lagerpolizisten oder Bataljoners. Dennoch spüre ich, wie sich vom Magen her die Freude über diese Überraschung im ganzen Körper ausbreitet.

27. Juli: Tagesration sieben vorjährige, vor Alter klitschige Kartoffeln, 120 Gramm Brot, eine Kirsche, drei Stachelbeeren, zwei Kubikzentimeter Öl. Dafür abends die Parole, es ginge nun wirklich zu Ende; in drei Wochen müsse das Lager geräumt sein.

Weitere Parole: In Koblenz sei für uns gesammelt worden und die Bevölkerung habe sich bereit erklärt, für acht Tage in die Familien je einen Kriegsgefangenen aufzunehmen, damit diese vor ihrer Heimreise etwas Kräfte sammeln könnten. Und derlei Dinge mehr, ich glaube nichts mehr. Die Nachrichten über die Tschechei klingen wieder alarmierend. Sollte es wirklich möglich sein, daß man uns die Heimat nimmt? Wir sprechen die Frage nach allen Seiten durch mit dem immer gleichen Hoffnungsergebnis – das kann es ja gar nicht geben. Rechtsens nicht und praktisch nicht. Die Zeitungen – ach, die schreiben viel . . .

28. Juli: Heutiges Quantum sechs alte, z. T. gänzlich ungenießbare Kartoffeln (da teile einmal jemand gerecht!), 120 Gramm Brot, 10 Gramm Zucker. Die Unterernährung reißt ihr hohles Maul immer weiter auf. Man spricht von 20 bis 30 Todesfällen täglich im Lagerlazarett, Hungerödemen. Geröstete Kartoffelschalen sind Leckerbissen.

Der Zucker ist ungenießbar, weil mit Glassplittern vermenget. Und mit viel Schmutz. Offenbar wurde er irgendwo zusammengekehrt.

Unser Bataillon hat drei Kompanien mit noch je 100 Mann. Von den beiden anderen Kompanien kamen heute Abordnungen zu mir mit der Aufforderung, ich solle die Bataillonsführung übernehmen. Habe abgelehnt.

29. Juli (Sonntag): Die Welt schaut anders aus. Ich bin satt und merke dabei, daß dies zum erstenmal seit langen Wochen ist. Heute gabs ein Viertel Brot. Dazu waren einige meiner Leute auf Arbeitsdienst in der Stadt und brachten verschiedene Köstlichkeiten mit. Ich hatte insgesamt mit meiner eigenen Ration 450 Gramm Brot, zwei Birnen, zwei Äpfel und 10 Gramm Margarine. Das ist weggeputzt und nun harren meiner noch Kartoffeln und Karotten. Beruhigender Lager Sonntag!

Ich habe Totenfüße. Immer wieder schaue ich sie mir an. So wird es also sein, wenn ich einmal ganz still liege. Es geht allen so: Haut und Knochen. Aber heute ist allgemein bessere Stimmung. Sättigungsgelühl und der erste Kontakt mit der Zivilbevölkerung bewirkten das.

Rezept: Auf durchlöcherter Blechstück geriebene Kartoffeln in Wasser aufgekocht, Salz, Schluß. Prima! Ob das Lehren fürs spätere Zivilleben bleiben werden?

30. Juli: Gestern Lagerinspektion durch französischen Oberst. Die Verpflegungskatastrophe wurde ihm eindeutig klargemacht. Es soll nun besser werden.

Ein Glasschleifer aus dem schlesischen Riesengebirge zeigte mir seine Gedichte. Ich war grenzenlos überrascht. Feinste Empfindung, inhaltlich und stilistisch echt und kostbar. Ein Mann, in dem das Elends-Erlebnis seelische Kräfte freilegte. Bei den meisten anderen wurden sie verschüttet.

Gestern abends die zweite Verpflegungs-Remuneration für die Kompagnieführer: 60 Gramm Brot, fünf Kartoffeln, zwei unreife Äpfel. Es gab Stunk deshalb.

Heute sah ich einer ärztlichen Visite der „besonders Bedürftigen“ zu. Es standen zumeist ältere Männer vor dem Revier. Nackte Oberkörper – ein Totentanzblick. Die Rippen liegen dezimeterweit bloß, tief eingefallene Weichteile. Auch Freund Schindler aus Haslau war dabei.

31. Juli: Seit Mitte April – wie sieht ein Zimmer aus? Welches Gefühl hat man beim Öffnen einer Tür? Oder bei einem Wäschewechsel? Ich trage seit dreieinhalb Monaten die gleiche Garnitur, hatte seit dieser Zeit kein Dach über dem Kopf. Und Hunderttausende gleich mir. Es ist Hochsommer. Die wahrscheinlich sehr angenehme Kühle empfinden unsere ausgemergelten Körper als garstige Kälte. Wir frieren.

Wie wir aussehen, ist kaum noch zu schildern. Heruntergekommen, abgerissen, verschmutzt, halb verhungert. Ich sah in meinem Leben noch keinen Bettler so armselig.

Heutige Zuteilung: Vier Kartoffeln, ein winziges Tröpfchen Öl. Die Küche liegt seit 14 Tagen still.

1. August: Leichter Regen. Ins niedrige Dreimann-Zelt also, soweit es meine Kompanie-Arbeit zuläßt.

Die für uns abgegebenen Liebesgaben verschwinden zum Großteil in Ableitungskanälen. Auch der Franzose hält sich stark und begehrt an sie. Für die körperlich besonders Heruntergekommenen gibt es hie und da ein wenig Obst aus diesen Gaben, nur für zwei, drei Leute aus dem Bataillon. Der Bataljoner hielt heute eine solche Portion zurück und schob sie einem Mann zu, der ihm eine langwierige Arbeit gemacht hatte, die eigentlich seine, des Bataljoners, Sache gewesen wäre. Die Entlohnung war in Ordnung. Aber daß



Grün – Ausflugsziel der Ascher, Magnet für die Kurgäste von Bad Elster, gewerbefleißiges Dorf im Tal der Treue: Was ist von ihm übriggeblieben, seitdem die Fremden kamen! Das linke Bild ist der Dorfplatz, wie er heute aussieht. Ein wenig Orientierung bietet das Schulhaus, das eben noch mit zwei Fenstern über den linken Bildrand schaut. Hält man sich dar-

Das ist Grün heute

an, dann dämmert einem, daß auf dem freien Platz, der auf dem Bild vom Schulhaus und dem Muck-Sattler-Haus begrenzt wird, früher das Zöfelsche Gasthaus „Zum grünen Baum“ und einige weitere Anwesen standen. Der einstige Dorfplatz also

– heute eine morastige, häßliche Fläche. Das rechte Bild gibt den Blick frei auf die Elsterbrücke am Dorfausgang in Richtung Bad Elster. Die Böttcherei Schubert steht noch da, dahinter das Haus des Schuhmachermeisters Michael. Jenseits der Straße steht neben anderen noch das Haus Albin Gläsel. Insgesamt aber auch hier eine völlige Veränderung.

Kurz erzählt

DAS EGERLAND-JAHRBUCH 1966

ist erschienen. Es ging und geht in diesen Tagen allen seinen Beziehern, soweit sie vom Ascher Rundbrief seit Jahren versorgt werden, automatisch zu. Natürlich kann es bei uns auch von Landsleuten bestellt werden, die es bisher nicht bezogen, jetzt aber Interesse an dem wieder sehr inhaltsreichen heimatlichen Lese-Kalender haben. Zwar mußte der Egerlandverlag in Geislingen, der den Kalender herausgibt, den Preis um 20 Pfennige heraufsetzen. Das Jahrbuch kostet daher einschließlich Porto und Versandkosten heuer DM 2,80. Aber es macht diesen durch die gestiegenen Herstellungskosten erzwungenen Zuschlag wett durch besonders gediegenen Inhalt. Es singt und klingt aus ihm, denn das Leitmotiv ist diesmal die Musik und das musizierende Egerland. Das Egerlandjahrbuch stellt sich bekanntlich stets ein bestimmtes Thema, dem es dann mit Hingabe nachlauscht. Otto Zerlik, sein Gestalter, hat auch diesmal seine Aufgabe gemeistert.

VORSICHT!

Besuchsreisen in die Tschechoslowakei sind jetzt mit einem zusätzlichen Risiko behaftet. Durch eine Änderung des Strafgesetzes ist jetzt die Möglichkeit geschaffen worden, Touristen strafrechtlich zu verfolgen, die – so heißt es wörtlich – „ihren Aufenthalt in der Tschechoslowakei dazu benutzen, in Gesprächen die Gutgläubigkeit und Offenherzigkeit der Bevölkerung zu mißbrauchen.“ (Wir haben in unserer Folge 13 vom 17. Juli 1965 bereits einmal darauf hingewiesen. Die

sie einem Hungernden entzogen wurde, statt daß sie der Herr Doppel- und Dreifachempfänger seinen eigenen Vorräten entnahm, ist eine Schweinerei.

Meine beiden Zeltgenossen waren gestern auf Arbeitskommando. Sie brachten ein Säckchen Kartoffeln mit, etwa zehn Pfund. Heute sind sie wieder draußen. Das Säckchen steht in einer Zeltecke, zugedeckt mit einem Karton. Ich bin zum Dieb geworden. Vier Kartoffeln nahm ich mir heraus, ich vermochte der Lockung nicht mehr zu widerstehen. Ob sie es merken werden? Oder soll ich abends beichten?

(Schluß folgt)

CSSR-Justizminister Neumann begründete diese Strafrechtsnovelle mit dem Hinweis, daß durch die Verfolgung dieser „Verbrechen im Zusammenhang mit dem Touristenverkehr“ einer Erweiterung der Nachrichtentätigkeit feindlicher Agentenzentralen ein Riegel vorgeschoben werden soll. Die Tätigkeit des staatlichen Sicherheitsdienstes werde sich künftig mehr auf die Aufspürung ausländischer Agenten konzentrieren.

Aus den Kommentaren, die inzwischen über Radio Prag verbreitet worden sind, wird erkennbar, daß diese Bestimmungen in erster Linie deswegen in das Strafgesetz eingebaut worden sind, um die Mitteilungsfreudigkeit der tschechischen und slowakischen Bevölkerung gegenüber westlichen Besucher einzudämmen. Touristen aus dem kapitalistischen Ausland sollen zu äußerster Zurückhaltung in ihren Gesprächen mit der Bevölkerung bewegt werden. Die Furcht vor einer Verbreitung der Kenntnisse über die Lebensverhältnisse in westlichen Ländern scheint gegenwärtig größer zu sein, als das noch im Vorjahr unverkennbare Bemühen um eine Steigerung harter Deviseneinnahmen.

GROSSE ERNTEVERLUSTE

Die Tschechoslowakei wird auch in diesem Jahr wieder weit weniger Getreide ernten, als laut Plan „produziert“ werden sollte. Auf einer Pressekonferenz in Prag teilte Landwirtschaftsminister Burian mit, daß der Ausfall bei Getreide gegenüber der Planung rund 600 000 Tonnen betragen werde, und bei allen Getreidesorten einschließlich Mais sogar eine Million Tonnen.

Entrüstet zeigte sich der Landwirtschaftsminister darüber, daß die Direktoren der Industriebetriebe sich trotz verbindlicher Verordnung der Regierung größtenteils weigern, einen entsprechenden Prozentsatz von Arbeitskräften für Erntearbeiten zur Verfügung zu stellen. Die Lage sei äußerst ernst, zumal noch 36 Prozent der gesamten Getreideernte nicht gemäht sei. (Anmerkung der Schriftleitung: Das war Anfang September.)

Der Hinweis des Landwirtschaftsministers, daß man einschließlich Mais in diesem Jahr um eine Million weniger Getreide ernten wird als im vergangenen

Jahr, bedeutet, daß man bereits mit einer Erntekatastrophe rechnet. Im vergangenen Jahr 1964 waren insgesamt nur 4,9 Millionen Tonnen Getreide geerntet worden, in diesem Jahr werden es daher maximal 3,9 Millionen Tonnen sein.

Der Vorsitzende der Hauptzentrale für den Ankauf landwirtschaftlicher Produkte teilte auf der gleichen Pressekonferenz mit, daß man in diesem Jahr wegen der ungünstigen Witterungseinflüsse und der Überschwemmungen sowie Versumpfungen voraussichtlich auch um 1,5 Millionen Tonnen Zuckerrüben weniger ernten werde als im vergangenen Jahr.

ERLEICHTERTER EIGENHEIMBAU

Eine erheblich stärkere Berücksichtigung als bisher wird nach dem am 1. September 1965 in Kraft getretenen Wohnungsbau-Änderungsgesetz 1965 der Eigenheimbau finden. Gegenüber der Förderung von Mietwohnungen wird künftig im sozialen Wohnungsbau die Schaffung von Familienheimen und eigengenutzten Eigentumswohnungen absoluten Vorrang haben. Erst danach rangiert der Mietwohnungsbau, der seinerseits vorrangig für junge Ehepaare (Höchstalter eines Ehegatten 40 Jahre) für ältere Menschen (mindestens 60 Jahre), kinderreiche Familien und Personen, die unverschuldet ihre Wohnungen verloren haben, bestimmt ist.

Der Kreis der im sozialen Wohnungsbau begünstigten Personen ist dadurch erweitert worden, daß die Einkommensgrenzen den veränderten Einkommensverhältnissen durch eine Erhöhung der Zuschläge für Familienmitglieder angepaßt wurden. Wie bisher ist für die Erteilung der Wohnberechtigung in einer öffentlich geförderter Wohnung oder für die Berücksichtigung bei der Darlehensbewilligung für den Eigenheimbau der gleichgebliebene Grundbetrag des Haushaltungsverstandes von monatlich 750 DM (9000 DM jährlich) maßgebend. Hingegen sind die Zuschläge für Familienmitglieder erhöht worden und betragen jetzt monatlich je 200 DM (jährlich 2400 DM), gegenüber früher 150 DM (1800 DM). Bei drei Kindern z. B. liegt die Einkommensgrenze jetzt bei einem Jahreseinkommen von 18 600 DM (1550 DM monatlich).

Die Familienzusatzdarlehen betragen nach der früheren Regelung vom zweiten Kind ab einheitlich 2000 DM. Nunmehr

werden diese Zusatzdarlehen nach der Zahl der Kinder gestaffelt und betragen bei zwei Kindern für ein Familienheim 2000 DM, für eine Eigentumswohnung 1500 DM, bei drei Kindern 5000 DM bzw. 3750 DM, bei vier Kindern 9000 DM bzw. 6750 DM, bei fünf Kindern 14 000 DM bzw. 10 500 DM, bei sechs Kindern 20 000 DM bzw. 15 000 DM. Vom siebten Kind an erhöht sich das Familienzusatzdarlehen jeweils um 6000 DM für Eigenheime oder 4500 DM für Eigentumswohnungen.

Beran: Kommunismus schlimmer als NS-System

Mit nüchternen Worten bestätigte Kardinal Beran die Überzeugung, daß die Religionspolitik der Satellitenländer ein Verfahren ohne Gnade sei. Auf einem Kongreß für christliche Studien in Assisi erklärte er, wenigstens drei Generationen seien für das religiöse Leben seines Vaterlandes verloren. Die Verstaatlichung der Priesterbesoldung, das Abschneiden der Studenten vom Besuch der Seminare, die kontrollierte Zulassung von Novizen wollen das kirchliche Leben in der CSSR langsam auslöschen. „Man versucht mit diesen Mitteln einen Anschlag auf die Selbständigkeit und die Freiheit der Kirche, des Wenigen, was von der Kirche heute noch unter der strengen Kontrolle übriggeblieben ist“. Kardinal Beran erklärte weiter: „Ich bin fünf Jahre im Lager von Dachau gewesen. Ich habe Folter, Hunger und Schläge erlitten. Aber feiner und ertötender ist für mich als Katholiken die kommunistische Verfolgung gewesen, die Isolierung, die Lüge, der Verrat, die fortschreitende Auflösung der Tätigkeit der Kirche, der christlichen Erziehung der Familien durch die Staatsgesetze. Der Kommunismus ist härter als der Nazismus.“ Im ganzen Land, so berichtete Beran, wurden rund tausend Priester in den Laienstand zurückversetzt. Sie gehören zu den Opfern der antikirchlichen Aktionen, die Parteiführer Kadar in Ungarn als „ungelernte Arbeiter“ bezeichnete. Nicht mehr als tausend Priester seien in der CSSR imstande, ihr Apostolat auszuüben.

Sorgenkind Hüttenkombinat

Das ostslowakische Hüttenkombinat bei Kaschau, das bis zum Jahresende mit einer 80 km langen Breitspurbahn an das sowjetische Eisenbahnnetz angeschlossen wird, feiern die Prager kommunistischen Machthaber als ein Musterbeispiel des sozialistischen Aufbaues in der Tschechoslowakei. Die Preßburger „Praca“ berichtete kürzlich über „einige Mängel“, die sich in diesem Mammot-Unternehmen ergeben haben. „Im vergangenen Jahr hat man im ostslowakischen Hüttenkombinat 1,25 Milliarden Kcs investiert, in diesem Jahr werden es 1,4 Milliarden Kcs sein. An den im Vorjahr durchgeführten Investitionen wurden jedoch nicht weniger als 9113 technische Mängel festgestellt.“ Der Versuch, mit der Sowjetunion zu einer Vereinbarung zu kommen, daß diese Erz mit 60 Prozent Eisengehalt liefert, anstatt wie bisher mit nur 50 Prozent, sei leider gescheitert. Die Schichtschwänzer hätten im vergangenen Jahr 6584 Arbeitsschichten versäumt. Die Kaltwalz-Anlage für Bleche produziere 50 Prozent Blech zweiter Wahl. In den letzten drei Monaten gab es 140 Reklamationen wegen der Qualität der gelieferten Erzeugnisse und

es mußten 330 Millionen Kcs Preisnachlässe gewährt werden: „In diesem Jahr soll die Produktion verdreifacht, im nächsten Jahr versiebenfacht werden. Dann geht es um Milliardenbeträge!“, konstatierte die „Praca“ resigniert.

PKW-Wartelisten immer länger

Die Liste der Kaufinteressenten für einen PKW wird in der Tschechoslowakei immer länger und die Wartezeiten ebenfalls.

Nach amtlichen Angaben haben sich auf diese Wartelisten gegenwärtig bereits die Namen von 114 381 Personen gehäuft, die bei der Eintragung auf die Liste jeweils nachweisen mußten, daß sie 20 000 Kronen von dem durchschnittlich zwischen 28 000 und 34 000 betragenden Kaufpreis auf ein Sperrkonto eingezahlt haben.

Die Zahl der „Antragsteller“ ist im ersten Halbjahr 1965 etwa doppelt so schnell gestiegen wie die Zahl der zum Verkauf freigegebenen inländischen und ausländischen PKW.

Verkauft wurden im ersten Halbjahr 1965 insgesamt 12 188 PKW, die Zahl der Neu-Interessenten betrug im gleichen Zeitraum 26 115.

Die Zahl der auf die Lieferung eines PKW wartenden Tschechen und Slowaken entspricht etwa der innerhalb der vergangenen viereinhalb Jahre insgesamt überhaupt zum Verkauf angebotenen Zahl von PKW.

Millionendiebstähle an „sozialistischem Eigentum“

Die Diebstähle, die alljährlich von tschechoslowakischen Bürgern an „sozialistischem Eigentum“ im Handel, Bauwesen, auf den Staatsgütern und in den Industriebetrieben verübt werden, gehen in die Millionen Kronen.

Statistiken haben jetzt ergeben, daß allein in den ersten drei Quartalen des vergangenen Jahres Diebstähle „sozialistischen Eigentums“ im Werte von 28,5 Millionen Kronen zu verzeichnen waren und außerdem Beschädigungen an „sozialistischem Eigentum“ vorgenommen wurden, die sich auf 6 Millionen Kronen belaufen.

Ein Name taucht wieder auf

Der tschechische Schriftsteller und Journalist Karel Capek gehörte bis vor wenigen Jahren noch zu jenen tschechischen Intellektuellen, die zu erwähnen oder deren Werke zu loben gefährlich war. Niemand hatte es bisher gewagt, diesen intimen Freund Masaryks so in das Bewußtsein des tschechischen Volkes zurückzurufen, wie dies jetzt in einer Sendung des Prager Rundfunks der Professor für Germanistik an der Prager Universität, Eduard Goldsticker, getan hat. Als Haupt des jeden Freitag in seiner Villa in den Weinbergen zu Prag sich treffenden Kreises führender tschechischer Intellektueller war Capek ein Gegner des Kommunismus, und er hat die Gründe dieser Gegnerschaft kurz vor seinem Tode im Jahre 1938 auch in einer Broschüre niedergelegt.

Professor Goldsticker würdigte Capek in dieser Rundfunksendung als einen fanatischen Kämpfer für die Wahrheit und meinte, daß die derzeitige Generation in dieser Hinsicht auf Kosten kommender Generationen schwer gesündigt habe. Bisher sei jede Revolution an dem Problem zur Rückkehr zur Rechtssicherheit gescheitert.

St. Wenzelskapelle nur noch Museum

Die nach mehrjährigen Renovierungsarbeiten wiedereröffnete Grabkapelle des Hl. Wenzel im Veitsdom zu Prag wird nicht mehr sakralen, sondern nur noch musealen Zwecken dienen. Diese St. Wenzels-Kapelle, die Kaiser Karl IV. beim Bau des Veitsdomes wegen der hohen Verehrung dieses Heiligen mit besonderer Liebe ausgestalten ließ, war Jahrhunderte hindurch ein Zentrum der Verehrung dieses böhmischen Heiligen, der nicht nur die Christianisierung des Landes, sondern auch den Anschluß Böhmens an das deutsche Reich begünstigt hatte und ein Opfer der heidnisch-nationalen Reaktion unter der Führung seines Bruders Boleslav I. wurde, der ihn selbst ermordete. Der apostolische Administrator der Prager Erzdiözese, Bischof Tomasek, dem die Entscheidung des Kultusministeriums über die künftige Verwendung der St. Wenzels-Kapelle kürzlich mitgeteilt wurde, hat energisch dagegen protestiert, aber nur erreicht, daß einmal im Jahr, nämlich am 28. September, dem St. Wenzels-Tag, in dieser Kapelle eine Messe zelebriert werden darf. Das ganze Jahr über dürfen dort ansonsten keine kirchlichen Zeremonien vorgenommen werden.

Inzwischen ist in der St. Wenzels-Kapelle ein Museumsdiener eingezogen, der mit einer Mütze auf dem Kopf den Touristen kunsthistorische Erläuterungen gibt.

Über 22 000 „Sperrbrecher“ seit dem Mauerbau

Nach neuesten Berechnungen des Bundesvertriebenenministeriums sind seit dem Mauerbau in Berlin im August 1961 bis zum 31. Juli 1965 insgesamt 22 279 „Sperrbrecher“ aus der Sowjetzone in die Bundesrepublik gekommen, von denen 72% unter 25 Jahre alt sind. Die Zahl der geflüchteten Volkspolizisten und Angehörigen militärischer Verbände gibt das Ministerium mit 1812, die Zahl der bei Fluchtversuchen registrierten Todesopfer mit 127 an.

Insgesamt haben seit dem Mauerbau bis Ende Juli 1965 173 561 frühere Zonenbewohner oder Bewohner Ostberlins die Notaufnahme in der Bundesrepublik beantragt; neben den genannten 22 279 „Sperrbrechern“ weitere 73 300 ältere und erwerbslose Personen, die im Rahmen der Familienzusammenführung die Ausreisegenehmigung erhalten haben; der Rest sind Personen, die nach dem Mauerbau in Westberlin oder in der Bundesrepublik geblieben sind und sich erst später gemeldet haben, ferner Haftentlassene aus der Zone, nach Reisen in die Bundesrepublik nicht zurückgekehrte Touristen oder Wirtschaftsfachleute usw.

★

Die in Reichenberg gelegene Villa Konrad Henleins ist zu einem Kinderhort in der Nähe gelegenen Tesla-Werke umgestaltet worden. 35 Säuglinge und Kleinkinder von Eltern, die in der Tesla beschäftigt sind, werden künftig das Haus bevölkern, das seit Kriegsende als antifaschistisches Museum genutzt worden war.

★

Die Ascher Landsmännin Hilde Schmidt (Morgenzeile 8) stellte sich in Landau/Pfalz als Leiterin des Frauenarbeitskreises der Sudetendeutschen Landsmannschaft zur Verfügung.

★

In Asch wurde Ende August festgestellt, daß 120 Wohnparteien dem Staate insgesamt 30 000 Kronen an nicht gezahlten Mieten schuldig sind. Die Mieten sind in der Tschechei bekanntlich sehr niedrig.

ALPE-FRANZBRANNTWEIN
Die Stärke Ihrer Gesundheit!
ALPE-CHEMA · CHAM/BAY.

Die Angehörigen des staatlichen Betriebes Tosta in Asch haben sich „freiwillig“ verpflichtet, durch bessere Arbeitsorganisation die Warenproduktion um 400 000 Kronen pro Jahr zu erhöhen.

★

Am 24./25. Juli traf sich in Frankfurt der Maturajahrgang 1938 des Ascher Realgymnasiums mit seinem Klassenvorstand Studienrat Rud. Forster. Obwohl sich viele 27 Jahre lang nicht gesehen hatten, war es nach kurzem Anlauf wieder wie in alten Zeiten. Der Zahn der Zeit hat nur am Äußeren genagt. Wie schön es war, wissen nur die Beteiligten. Beschreiben läßt sich so etwas nicht.



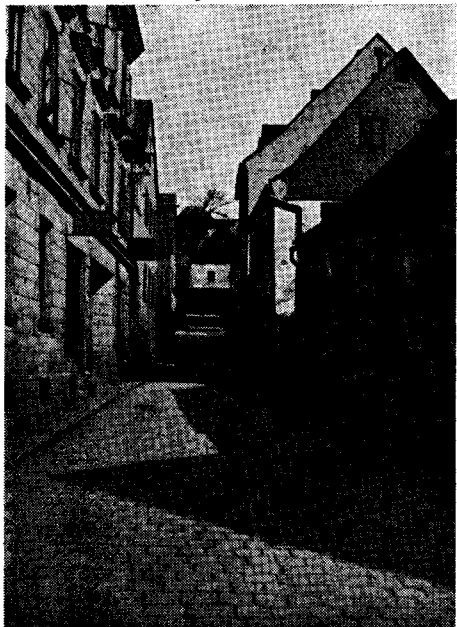
Das Bild zeigt von links: Mierenfeld, Hofmann, Hubl, Schwab, geb. Grimm, Schindler, Pfeiffer, Prof. Forster, Reiß, Panzer.

August Bräutigam:

Ein Streifzug durch Ascher Gassen

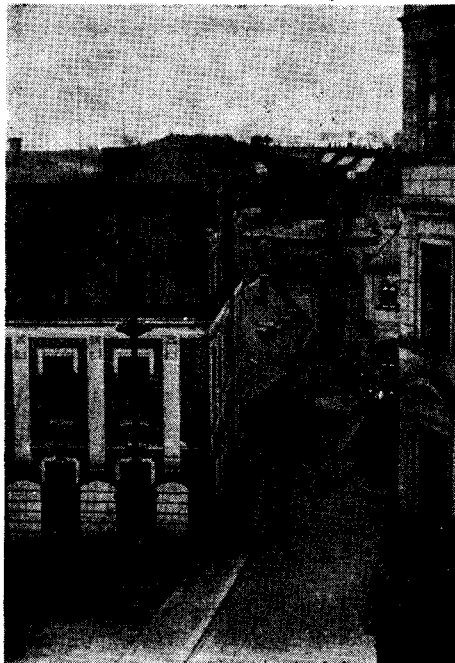
V.

Wir wollen nun den unteren Stadteil und die nach Nord und Nordwest hinaus reichenden Gebiete verlassen und uns, der Drehrichtung der alten Kaffeemühle folgend, dem Nordosten und Osten, dem Niklasberg, dem Stein und der Neuen Welt zuwenden. Da ist zunächst die *Steingasse*, deren Wohndichte schon erwähnt wurde. Sie schließt in einem weiten Bo-



Hier beginnt die Steingasse

gen mit der Peintstraße (227) als innerer Bogensehne und dem Postplatz (33) sowie der Turnergasse (170), so kann man bei etwas weitherziger Auffassung sagen, als äußerer Bogensehne, einen recht gemischt



Hier hat sie ihren Gipfel erreicht

genutzten Grundstücksanteil der Innenstadt ein. Der Name Steingasse rührt von der Flurbezeichnung her, wie auch die Peint (wahrscheinlich einst die Flur am Bach) ähnlichen Ursprungs ist. Die Steingasse beginnt bei den Häusern am Schillerplatz, wo Karlsgasse und Turnergasse zur unteren Hauptstraße überleiten und sie mündet am Bogenende wieder in die mittlere Hauptstraße ein. In diesem letzten Drittel hieß sie einmal Josefsgasse. Das war den Tschechen „staatsgefährdend“. Die Steingasse war hauptsächlich Geschäftsstraße. Die gewerblichen und handwerklichen Betriebe überwogen, doch lägen an ihr auch Fabriken und sogar noch zwei kleine landwirtschaftliche Anwesen (Röidlbauer und Stoadegirl).

Die *Peintstraße* weist, obwohl Fabrikanlagen und Villen überwiegen, deshalb einen so beachtlichen Bevölkerungsstand auf, weil eine einstige Weberei zum größten Mietwohngrundstück der Stadt umgestaltet wurde. Der *Postplatz* hat zwei Zufahrten von Peintstraße und Steingasse her und eine Passage durch das der Stadt gehörende Geschäftswohnhaus zur Hauptstraße hin. Während im Vorderhaus eine Bank, Ladengeschäfte und ein Friseurgeschäft in Miete waren, diente das geräumige Rückgebäude am Postplatz ausschließlich kommunalen Zwecken. Ständige Bereitschaften der Feuerwehr und der Sanität hatten dort ihre Diensträume und Ausstattungen für Erste Hilfe, denen sich die Garagen für alle einschlägigen Fahrzeuge anschlossen. Das erste Obergeschoß diente der umfangreichen Stadtbücherei und Räumen für Volksbildungsarbeit und im zweiten Stock befanden sich Wohnungen für Feuerwehr- und Sanitätspersonal.



Die „Nickel-Pickel-Straße“

Eine kleine Anekdote von der Pflasterung der von der Steingasse her unmittelbar zum Postplatz führenden Gasse

kommt mir da ins Gedächtnis. Bei der Instandsetzung muß es zu einer fachlichen Auseinandersetzung zwischen Stadtbaurat Nickel und dem Straßenbauunternehmer Pickel gekommen sein, was schließlich noch zur Mitwirkung des selbständigen Pflasterermeister Pöhlmann führte. Das kaum 50 Meter lange Zufahrtsstück hieß bald im Volksmund Nickel-Pickel-Pöhlmann-Straße.

Da habe ich mich lange genug beim Postplatz aufgehalten. Dieses Verweilen ist aber entschuldbar, denn er war nicht nur wegen des Hauptpostamtes, das an seiner Nordfront lag, ein zentraler Punkt des weltweiten Wirtschaftslebens der Stadt, sondern durch die Bücherei, ihre Lese- und Versammlungsräume auch ein solcher im Bildungswesen. In ortsgographischer Sicht war er dazu der Mittelpunkt von Asch, also für Feuerwehr- und Rettungspersonal ideal gelegen. In unmittelbarer Nähe kreuzten die Verkehrsachsen Ost-West und Süd-Nord (bei Procher). Eine Frage an das „Wenn“ sei bei dieser Gelegenheit noch erlaubt. Wie würden wir bei unverändert gebliebenen politischen Verhältnissen angesichts der gewaltig angestiegenen Motorisierung mit dem Kraftfahrzeugverkehr in den Stadtteil Neue Welt und darüber hinaus fertig werden? Darüber vielleicht später noch etwas.

Nun aber in die nächste bereits erwähnte Straße, die *Turnergasse*. Sie war, was den Verkehr anbelangt, eine ruhige Gasse, diente nur dem Anrainerverkehr, zumal der Übergang zum Dreieck Schillerplatz-Karlsgasse-Steingasse nicht nur schmal, sondern auch winkelig war. Die verhältnismäßig hohe Bewohnerzahl rührte von dem zum Teil zu einem Miethaus umgewandelten einstigen Weigandtschen Geschäftshaus her. Als Stätte der Leibesübungen, des gesellschaftlichen und eines national ausgerichteten politischen Lebens schuf allerdings die Turnhalle mit ihren Gast-, Unterhaltungs- und Versammlungsräumen alle Voraussetzungen für steten regen Betrieb am oberen Ende der Turnergasse.

(Wird fortgesetzt)

Rudolf Pellar:

Nochmals zur „Gloshüttn!“

Im Ascher Rundbrief 16/65 stellt sich Landsmann A. Künzel („Af de Gloshüttn!“) als illegaler Perlenfischer vor, einer von vielen, die ebenso wie er versucht haben, auf diesem ungewöhnlichen Wege „reich“ zu werden. Ein stärkeres Motiv zu diesen Entdeckungsfahrten nach Sophienreuth war gewiß echt jugendhafter Forschungsdrang und Entdeckerfreude, denn diese Fahrten endeten doch häufig vorzeitig in den ausgedehnten Wäldern bei einem Greifvogelhorst, einem Eichkaterkober oder auch nur als Kletterpartie auf den Felsen beim Hussitenlager gegenüber vom Perlhaus. Einen mächtigen Auftrieb bekam aber unsere Perlenfischerei durch eine Biologiestunde, in der uns Direktor Bär eine herrliche Perle zeigte, angeblich aus einer Muschel stammend, die ein „Schlingel oder Schlingelchen“ (der Bär Franz konnte auch zärtlich sein) bei einem Klassenausflug aus dem Perlbach verstohlenerweise herausgeholt hatte. Was diesem Schlingel glückte: ein Griff – eine Muschel – eine Perle, mußte doch einem anderen auch gelingen. Leider nein, unsere Unternehmungen waren – wie auch Künzel bestätigte – nie fündig. Aber es ist wieder einmal bewiesen, daß selbst eine gute Unterrichtsstunde schlechte Früchte reifen läßt. Hier sei auch an Hoiers (Bürgerschule Roßbach) Schießpulverstunde erinnert, die zur Folge hatte, daß

die „Firma Walter & Co.“ nun Kanonen fabrizierte, und die Kugeln über den Kirchberg hinweg im Pfarracker wahre Staubfontänen aufwarfen. Verfehlten sie das Ziel? Am Kirchberg stand ja auch die Schule! Der Lehrer macht es eben nie richtig.

Nun waren aber die Beziehungen zwischen Sophienreuth und den westlichen Dörfern Schildern und Mähring recht vielseitig und erschöpften sich nicht an versuchten Perlen- und geglückten Forellendiebstählen unsererseits. Zu letzteren fühlten wir uns durchaus berechtigt, denn der Perlbach fließt als junge Grünau durch die Schildener Flur und die jungen Forellen im Oberlauf konnten wir doch wohl als fette Laichforellen zurückholen. Das war ja nur ein Problem der Zeit. Aber auch andere Tiere aus dem Gehege oder aus den reichen Haustierbeständen der Gloschütt kamen ganz freiwillig zu uns herüber auf Besuch.

Und hier einige Episoden, die den Vorzug haben, wahr zu sein:

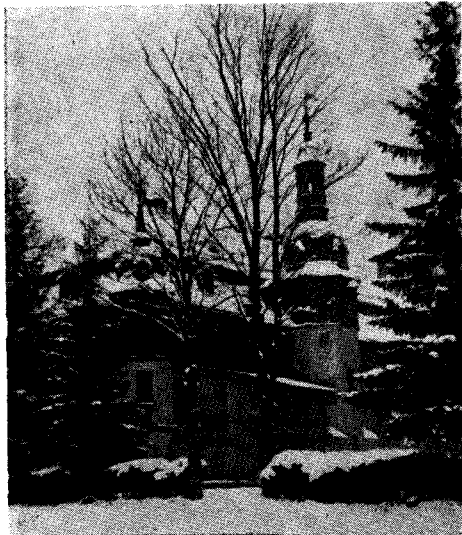
Ein seltener Besuch aus dem Sophienreuther Gehege

Der Schulkarl Ernst war nach einer längeren „Sitzung“ beim Mähringer Schmie recht spät nach Hause gekommen. Unter solchen Umständen, das werden erfahrene Männer bestätigen können, hat man am nächsten Morgen ein schweres Erwachen. Man springt nicht mit „gleichen Füßen“ aus dem Bett, man streckt und dehnt sich. Endlich ist das Fensterl erreicht, um frische Luft zu schöpfen, den Kreislauf anzukurbeln. Da, was ist denn da unter dem Kirschbaum? Ist es eine Halluzination, ist es Wirklichkeit? Ernst reibt sich seine „Lichter“, öffnet vorsichtig das Fensterl und siehe da, unter dem Kirschenbaum liegen tatsächlich zwei Damhirsche im weißgefleckten Sommerkleidchen! Gemächlich gehen sie nun hoch und drücken sich in den nahen Wald. Sie waren aus dem Gehege beim Schloß Sophienreuth ausgebrochen und haben beim Schulkarl Besuch gemacht. Durch längere Zeit konnte man die beiden in der „Gemeinde“, einer Waldflur südlich des Herrenteiches, beobachten, wo sie zur Äsung austraten.

Das tragische Ende des Wunderbockes von Schön lind

Ein kapitaler Sechserbock mit besonders hohem und weitausladendem Geweih gehörte zum Standwild der Schön linder Flur. Natürlich war er der Herrschaft zum Abschluß vorbehalten. Der Herr Baron kam tatsächlich zum Schuß. Der Bock brach im Feuer zusammen, ging aber dann wieder hoch und war, wie vom Boden verschluckt, verschwunden. Die Suche war selbst mit Einsatz guter Schweißhunde ergebnislos verlaufen. Nach längerer Zeit fand man das stark verluderte Wild, aber es fehlte das stolze Haupt. Es war jedenfalls von einem Fuchs abgeschnitten und verschleppt worden. Der Forstmeister, der persönlich den Bock ausgemacht hatte, war geradezu verzweifelt, noch nie hatte er in dem ausgedehnten Revier ein ähnlich schönes Gehörn gesehen.

Nach reichlich einem Jahr erzählte man sich in Jägerkreisen, daß im Rauschen-Häuschen am Schilderberg ein selten schönes Gehörn zu sehen sei, das Freund Erhard eines Tages neben einer reichen Ausbeute von Pilzen im Walde gefunden habe. Viele Jäger kamen, waren entzückt und boten verhältnismäßig recht hohe Summen, aber Erhard blieb hart, er hatte nun selbst seine Freude an dem wertvollen Stück. Die Kunde war unterdessen auch nach Sophienreuth gedrungen und



Schloß Sophienreuth vor dem Brahd

eines Tages kam sogar der Forstmeister selbst. Ein Blick genügte, er hätte es aus tausenden herausgefunden: es war das Prachtgeweih seines Wunderbockes von Schön lind.

Es mußte natürlich der berühmten Sophienreuther Sammlung einverleibt werden, aber wie? Jedenfalls mußte er zuvor mit dem Herrn Baron Rücksprache halten. Er nahm daher Erhard das Versprechen ab, bis zu einem vereinbarten Termin das Gehörn nicht anderweitig zu verkaufen. Aber unserem Erhard wurmte es im stillen doch, daß auch der Forstmeister ein leichtes Verbleichen durch die Einwirkung von Schnee und Regen während der Lagerung im Walde festgestellt hatte. Das Gehörn sollte aber ganz einwandfrei und einmalig sein. Gedacht, getan, er kaufte beim Drogisten Wunderlich grüne Ölfarbe und . . . Es ist geradezu unsagbar, was er getan! . . . Pünktlich erschien nun wieder der Forstmeister im Rauschen-Häuschen, um den Kauf endgültig abzuschließen. Er kam bis zur Mitte des Zimmers, mit offenem Munde und großen Augen starrte er das grüne Wunderwerk an, machte kehrt und war verschwunden. So endete auf tragische Weise der Wunderbock von Schön lind!

Nun war Erhard kein Spaßverderber, er selbst lachte später recht herzlich über seinen Mißgriff: „Vielleicht hätten sie mir das halbe Schloß vermacht!“

Auf der Suche nach einem neuen Revier

Es ist mir nicht mehr erinnerlich, warum wir an einem gewöhnlichen Werktag bis spät nach Mitternacht im Schildener Gasthaus fröhlich beisammensaßen, war der Anlaß eine Fuchsleiche oder hatte der Isaaken Fritz einen fetten Ochsen ausgehandelt? (Wer kauft heutzutage einen fetten Ochsen!) Jedenfalls hatten wir die Zweipromillegrenze allseits erreicht und Hans „mußte“ wieder einmal . . . [Das muß ist hier identisch mit dem: „Herr Lehrer, ich muß einmal“ der Schulneulinge.] Kaum verschwunden, wandte er auch schon wieder herein. Kreideweiß im Gesicht, mit schlotternden Knien und schreckverzerrter Miene wies sein rechter Arm nach dem „Örtchen“ und von seinen Lippen kam mühsam: „A Vuagl!“ Einen Vogel hatten wir ja alle, wenn man den schon angedeuteten Zustand so bezeichnen darf. Aber was sollte nun Hans mit seinem Vuagl? Vor der Haustür fanden wir des Rätsels Lösung. Eher zierlich und grazios als majestätisch stand im Abort ein junger Pfauenhahn, der nun mit schiefgehaltenem Köpfchen mißtrauisch

und scheinbar auch mißbilligend die Gruppe der Zechbrüder beäugte. Am nächsten Tag schon wurde er nach Schloß Sophienreuth abgeholt, wo er als Sinnbild der Pracht und des Stolzes wohl besser hinpaßte als in einen Wirtshaus-Abort. Sein Bruder landete im Nachbarort und wurde dort irrtümlicherweise abgeknallt. Beide wollten sich der Rivalität des-Herrn Papa entziehen und waren auf der Suche nach einem neuen Revier.

Königinnen zur Blutauffrischung gesucht!

Natürlich sind Bienenköniginnen gemeint. Freund Emil vom Schilderberge war ein versierter Bienenzüchter, der als eine der Ursachen der sinkenden Honigernte die imgezüchteten Königinnen hielt. Also galt es, seine Königinnen, die er auch vorschriftsmäßig zur leichteren Kontrolle zeichnete, d. h. mit einem Farbkleck auf der Oberseite des Bruststückes versah, gegen fremde Königinnen auszutauschen. Die beiden Förster auf Sophienreuth waren ebenfalls anerkannt tüchtige Imker, die geradezu Musterstände führten. Es lag nun nahe, von ihnen wenigstens eine Königin mit Anhang, also einen Bienenschwarm zu beziehen. Die Grenze spielte dabei keine Rolle und die langjährige Freundschaft erleichterte die Erfüllung seines Vorhabens. Der Schwarm wurde nachts geholt, in eine Beute eingeschlagen und nach vier Tagen auf Weiselrichtigkeit und Brutstand geprüft, auch mußte ja die neue Königin gezeichnet werden, denn Freund Perlförster hielt nicht viel von dieser Prozedur. Emil öffnete die Beute, zog die Mittelwabe, sie war bereits bestiftet, d. h. mit Eiern besetzt. Er zog nun die nächste Wabe und da, o Wunder, o Schreck! In der Mitte der Wabe erblickte er die Königin, von Pflegebienen kranzförmig umgeben. Man lese und staune, sie trug stolz, wie zum Hohn, den typischen Farbklecks, mit dem Emil vor zwei Jahren alle seine Königinnen gezeichnet hatte! Er hatte also mit teurem Geld seine eigene Königin bezahlt und sie bei Nacht und Nebel über die Grenze zurückgeschmuggelt. Sie war ihm vor einem Jahr – ohne daß er es gewahr wurde – als schwarmführende Königin durchgebrannt. Der Perlförster hatte den Schwarm im Walde eingefangen in der Meinung, daß er von seinem Stande stamme. Und nun kehrte sie im neuen Schwarm wieder in die Schilderberger Heimat zurück. Warum sollen immer nur verlorene Söhne heimkommen? Hier war es eine verlorene Tochter, aber Emil war nicht sonderlich erfreut, denn wo blieb da die beabsichtigte Blutauffrischung?

Der Leser hat das Wort

ZUM IRSCHAMWÄLLERL kann ich als 87-jährige Ascherin etwas sagen. (Anmerkung der Schriftleitung: Kaum zu glauben, so eine gestochene Schrift bei diesem gesegneten Alter!) Der Bauernhof Dötsch, allgemeyn Irsham genannt, stand in der Hohenraingasse unweit der Packerei von Chr. Geipel & Sohn. Als zu Beginn dieses Jahrhunderts die Geipelsche Weberei vergrößert wurde, trug man das Irsham-Anwesen ab. Ein anderer Bauernhof, Schlosseradl, der unweit davon stand, konnte bleiben. Da aber das Geipelsche Industrie-Gleis nahe vorbeiführte, erhielt die Scheune eine Metallverkleidung gegen Funkenflug. Der Grund jenseits der Roßbacher Bahn bis zum Irshamwällerl gehörte der Familie Dötsch. Die Firma Fischer erwarb den Grund und erbaute dort ihre Spinnerei. Auf der anderen Seite des Feldweges liegt der Geipelsche Park. Auch dieses Grundstück gehörte früher einem Ascher Bauern, dessen Namen mir leider entfallen ist. Luise Rogler, Dörnigheim

MEIN BILD vom Irschamwallerl hat also doch etwas Anklang gefunden. Der Teich lag so versteckt, daß die meisten Leute daran vorbeigingen. Aber wenn man sich in Ruhe etwas anlegen wollte, dann war das der richtige, ungestörte Platz. Mich interessierte auch die mikroskopische Kleinlebewelt im Wasser und ich holte mir von dort öfter etwas in mein Mikro-Aquarium nach Hause. Mein Freund auf dem Bild ist Edi Martin, der „Zimmernigl-Edi“.

Dr. Rud. Lindauer, Neumarkt/Opf.

DIE SACHE mit dem Irschamwallerl hat sich ja originell geklärt. Wir mußten herzlich lachen, als hinter meinen Zeilen gleich eine authentische Bestätigung meiner Angaben durch Prof. Müller zu lesen war. Mit großem Interesse und Teilnahme lesen wir die lebensnahen Fortsetzungsberichte aus der Gefangenschaft. Es ist einfach unerhört, wie man mit den (deutschen) Kriegsgefangenen umgegangen ist; allerdings kommen dabei die sogenannten deutschen „Lagerführer“ auch meist sehr schmächtig weg. Ich war auch in amerikanischer Kriegsgefangenschaft in Frankreich und wir wurden damals ebenfalls den Franzosen übergeben. Ich kann alles so lebhaft nachfühlen, ohne mir anmaßen zu wollen, daß es bei uns längere Zeit hindurch derart katastrophal war. Aber die Berichte etwa über die Wassernot oder über nächtliches Krapfenbacken der Lagerleitung usw. lösen sicherlich bei den meisten ehemaligen Kriegsgefangenen sehr viel gleichartige Erinnerungen aus. Es ist wirklich sehr dankenswert, daß man Dich veranlaßt hat, dies einmal zu veröffentlichen. Meine Frau und ich sind schon gespannt, wie die Sache weitergeht. Ein großes Theater war es damals ja auch mit der Feststellung unserer Staatsbürgerschaft – ob wir Deutsche, Tschechoslowaken oder Ausländer sind usw. – wie es ja im letzten Bericht auch zu lesen ist. Nun noch etwas anderes! Ich habe den Rundbrief seit seinem Bestehen nachträglich (vor zwei Jahren) genauestens registriert und tue das weiter, so daß ich ohne besondere Schwierigkeit alles, was mit der alten Heimat zusammenhängt, ob Wort oder Bild, leicht finden kann. Ich bin immer wieder beglückt von der Fülle des bisher Gebotenen, es ist geradezu eine Erquickung, wenn man, wie so oft, in der Erinnerung schwelgt und auf dieses und jenes kommt. Naturgemäß werden von den Örtlichkeiten viel mehr Bilder und Berichte veröffentlicht, als von Personen – oder wollen wir besser gleich sagen – von Persönlichkeiten. Gäbe es nicht einen Weg, um die Rundbriefleser zur Einsendung derartiger Bilder zu veranlassen? Es sollte sich um Bilder aus allen Kreisen handeln, die allgemeines Interesse finden und zwar Bilder aus der Ascher Zeit, also wie die Betreffenden in unserer Erinnerung aussehen, evtl. mit Geburts- und Sterbedaten und mit Lebensschilderungen, Anekdoten usw. Wie wärs?

Hermann Korndörfer, Schwarzenbach/S.

HABE NUN das Sudetendeutsche Weißbuch gelesen. Es ist ja furchtbar, was darin berichtet wird. Wir von Asch sind ja da noch ziemlich gut davongekommen.

Dieses Weißbuch müßte in allen Schulen aufliegen und in allen Schaufenstern von Buchhandlungen zu sehen sein. Es müßte in allen Büchereien zu haben sein. Friedrich Frotscher, Hagenhausen b. Nbg.

EBEN LAS ICH im Rundbrief Frau Greiners Bericht über die katholische Kirche in Nassengrub. Das Grundstück dazu gehörte nicht dem Bauern Ruß, sondern meinem Großvater Johann Ploß, genannt „Kloinigl“. Gerda Fischer, geb. Ploß, Heilbronn

Emmerich Simon:

Erlebtes New York

In der Ascher Alleegasse zwischen der Fischers-Post und der CEFISA-Wirkerei dachte ich immer an New York, wie ich es von Bildern her kannte. Wie diese interessante Stadt in Wirklichkeit aussieht, durfte ich vor ein paar Wochen selbst erleben, als ich mich von Florida über Washington kommend, einige Tage dort aufhielt. Welche Eindrücke man dort sammeln kann, sei nachfolgend kurz geschildert.

Bei der Fahrt um Manhattan, dem Wolkenkratzerviertel von New York, erklärte der Reiseführer des vollbesetzten Schiffes, daß man zwei Jahre Zeit und 300 000 Dollar brauchen würde, wollte man alles sehen. Die launige Bemerkung schien mir nicht einmal sehr übertrieben.

Diese Achtmillionenstadt mit ihrer markanten Silhouette beeindruckt selbst die New Yorker immer wieder. Die Wolkenkratzer sind nicht nur hoch, sondern auch schön; kaum ein Gebäude darunter, das das Auge beleidigt. Die Schwierigkeiten, die sich bei ihrem Bau ergeben, sind am besten an der Enge der Baustellen zu erkennen. Nach Augenzeugenberichten wurde das zweitgrößte Gebäude, das Pan American Building, über der Grand Central Station, unter Aufrechterhaltung des Verkehrs errichtet, wobei zu bedenken ist, daß nicht nur der mehrgeschossige Untergrundbahnhof, sondern auch die riesigen Versorgungsleitungen in der Baustelle lagen. Für einen Bauführer aus der Provinz dürfte es wohl keinen schlimmeren Alptraum geben, als den, mit so einer Bauaufgabe betraut zu werden. Ohne die Großzügigkeit und sprichwörtliche amerikanische Freiheit hätte sich diese Konzentration von Hochhäusern wohl kaum verwirklichen lassen. Das Erleben der Stadt ist daher auch nirgends so ausgeprägt wie hier, ganz gleich ob man sich auf den Nord-Süd verlaufenden Avenues oder den Ost-West orientierten Streets bewegt. Die Szenerie ist so abwechslungsreich und gewaltig, daß die Füße nicht zur Ruhe kommen. Ein Bild scheint das andere zu überbieten. Dazu kommt die Buntheit der Passanten, die sich bewegen, als seien sie für eine Filmaufnahme engagiert. An einigen Stellen ist auch das Alte nicht ganz verdrängt; so findet man Stellen, die fast wienerisch anmuten. Das Völkergemisch erinnert ebenfalls an Alt-Österreich, nur mit dem Unterschied, daß hier noch ein ausgiebiger Schuß Negerblut hinzukommt.

Da in Amerika noch ganze Zünfte vom Trinkgeld leben, wird man zuvorkommend behandelt. Der grobe Wirt ist hier ebenso unbekannt wie die 10 Prozent Bedienungsgeld. Der Kellner serviert die Rechnung diskret, mit der Schrift nach unten, und erwartet ebenso diskret ein angemessenes Trinkgeld.

In besseren Lokalen bekommt man seinen Platz angewiesen, und manch schöner Fensterplatz ist unerreichbar, wenn am sonst leeren Tisch bereits jemand speist. Ein „Gestatten Sie“ würde wahrscheinlich mit erstaunten Augen und Hinweis auf den schwarzbefrackten Platzanweiser quittiert werden. Meist sind zwei livrierte Kellner um das leibliche Wohl besorgt, wobei deutlich Chargengrade unterschieden werden können. Das sofort servierte, mit Eiswürfeln gekühlte Glas Trinkwasser ist so selbstverständlich wie die Serviette. Zum festgelegten Menü sind noch Fragen zu beantworten, da Variationen offengelassen sind. Kaffee wird nachgereicht, bis man selber stoppt.

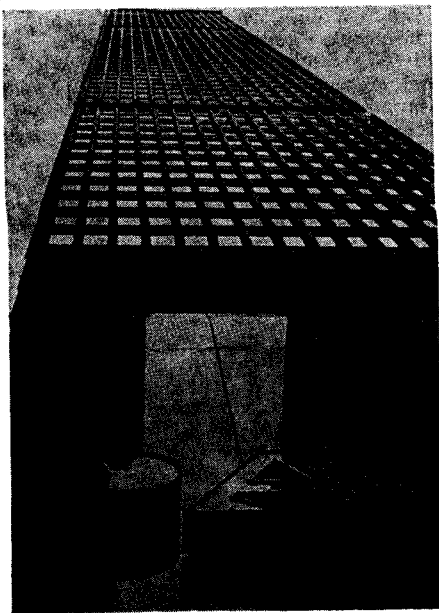
Inflation und Wirtschaftswunder gehen bekanntlich Hand in Hand. Da die Amerikaner weder das eine noch das andere am eigenen Leibe verspürten, gehen sie mit Geld anders um als wir, die wir oft meinen, einen Schwarzen Peter an den Mann bringen zu müssen. Überm großen Teich ist es nicht üblich, jeden Gewinn sofort wieder in eine Anschaffung zu stecken oder ein Haus oder Grundstück zu erwerben. Am Grundstücksmarkt wird daher reichlich angeboten. In Miami mit einer Million Einwohnern zählte ich in einer einzigen Wochenendzeitung 3500 verkäufliche Häuser und Grundstücke – wie ich mich überzeugen konnte, in schöner Lage und von guter Beschaffenheit. Da auch mancher Umbau unterbleibt, trifft man in New York noch Hotels an, die an Karlsbad vor 1914 erinnern. Im Biltmore Hochhaus im Zentrum von Manhattan, wo ich vorbestellt hatte, sah ich mich in die gute alte Zeit versetzt: Dicke rote Teppiche, behäbige Ledersessel in der Frühstückshalle, Lusters und eine diensteifrige livrierte Dienerschaft. Obzwar im Hotelzimmer Telefon und Fernsehapparat nicht fehlten, stieß ich auf die gute alte Kommode, in deren oberster Schublade wie fast in jedem Fremdenzimmer in Amerika die Bibel lag. Auch die übrigen Einrichtungsgegenstände hatten schon einige Zeit gesehen und man hätte gut und



Manhattan

gerne das Großmütterchen dazu spielen können. Nach vorausgegangenen Übernachtungen in neuzeitlichen Motels, wo Fremdenzimmer, Bad und eine kleine elektrische Küche als Einheit reizvoll zusammengefaßt sind und Nescafé, Zucker und Trockenmilch bei der Einrichtung so griffbereit liegen, daß selbst der verwöhnteste Ehemann Lust bekommt, sich sein Frühstück selbst zu bereiten, nach diesem Erlebnis der Neuzeit war das altväterliche New Yorker Hotelzimmer ein gern hingenommenes Gegenstück. Da die meisten Wolkenkratzer schon einige Zeit stehen, vertrug sich das Milieu ganz gut mit dem Stadtbild. Den Jugendstil trifft man häufig an, ob man von einem Fenster hinaus- oder hineinschaut. New York ist ein Zuhause für Großeltern wie für Enkel und man kann die New Yorker verstehen, wenn sie von ihrer Stadt mit einer Liebe sprechen wie Wiener von Wien, oder die Pariser von Paris. Beruhigend wirkt es außerdem, daß hier die zwei Weltkriege keine Scharten geschlagen haben.

Bei älteren Hochhäusern, die nicht voll klimatisiert sind, verhindern Drahtnetze vor den Fenstern, daß beim Öffnen Gegenstände auf die Straße fallen können.



So sah ich das Pan American Building von meinem Hotelfenster aus

Gegenüber meinem Hotelfenster erhob sich die Front des zweitgrößten Gebäudes, des bereits genannten Pan American Building, dessen oberes Ende mit Hubschrauber-Landeplatz ich nur mit Halsverrenkung sehen konnte. Mit dem Feldstecher konnte ich dafür in den hell erleuchteten Büros auf gleicher Höhe den Tagesablauf beobachten, in meiner Urlaubsstimmung nicht ganz ohne Schadenfreude. Nachts verrietten einige beleuchtete Fenster, die wie Lichtpunkte am Nachthimmel hingen, daß die Stadt erst dort droben zu Ende ist. Die allgegenwärtigen Taxis machen bei gleichem Hupenton mit südlichem Temperament ein Konzert, das sich an den Wänden dieser Häuserschluchten bricht und selbst nachts eher beruhigend als störend wirkt durch das Gefühl, daß da drunten das Leben pulsiert.

Mehr als in anderen Großstädten liegt in New York ein Teil des Hauptverkehrs unter der Erde, wobei offenbar mit Absicht die Fahrpreise animierend niedrig gehalten sind. Wer mit der Untergrundbahn fahren will, ersteht bei der Sperre für 15 Cent eine kleine runde Marke. Mit diesem „Sesam öffne Dich“ wird er Herr dieser Unterwelt und kann kreuz und

quer fahren, soviel er will. Da sich auch hier der Hauptbetrieb zu gewissen Tageszeiten abspielt, kann es passieren, daß man in der Zwischenzeit nach dem hastigen Verlaufen der Fahrgäste an entlegenen Stellen allein bleibt, so daß man sich im Halbdunkel dieses Labyrinth recht verloren vorkommt und gerne in den nächsten Zug wieder einsteigt. Für einen Fremden sollen solche Ausflüge nicht ganz ungefährlich sein. Beim belebten Times Square passierte es mir sogar im Verkehr nach Verlassen des Zuges, daß ein feister Neger auf mich zukam und sich für meinen Feldstecher und Fotoapparat interessierte. Vielleicht merkte er, was in mir vorging, als ich mir abwehrbereit einige Handgriffe der Militärausbildung ins Gedächtnis rief und er verschwand so schnell wie er gekommen war. Man hatte mich übrigens gewarnt, in abgelegenen Teilen der Stadt zu dichten an den Hauswänden entlang zu gehen. Am gleichen Samstag mittags, in der Nähe der Wallstreet, wo man am schwachen Verkehr schon das Wochenende merkte, wurde eine Stunde vor mir ein Fremder blitzschnell in einen Hausflur gezogen, niedergeschlagen und ausgeraubt, ohne daß dies den übrigen Passanten auffiel. Mir machte es trotzdem Spaß, kreuz und quer diese Stadt der Städte zu durchforschen, wobei mich Optimismus, Abenteuerlust und der Stadtplan begleiteten.

Schon am Tag nach meiner Ankunft stieg ich morgens hinab, zahlte meine 15 Cent und ging im Gewühl aller Hautfarben und Rassen den blauen Pfeilen nach, die zur U-Bahn in Richtung Weltausstellung führten. Außerhalb Manhattans wird auch hier die Untergrundbahn zur Hochbahn und nach einigen Kilometern Fahrt tauchte das riesige Freigelände mit seinen Pavillons auf, das sich wie eine Filmstadt größten Ausmaßes ausnimmt. Der Eintrittspreis von 2,50 Dollar ist volkstümlich, was sich auch im Besucherstrom widerspiegelt. Da es zum Unterschied von Floridas Hochsommerwetter recht frisch und regnerisch war, tauchte ich in den interessantesten Pavillons unter. Auf Fließbändern mit bequemen Sitzen fährt man da an beweglichen Dioramas vorüber, wo von der Entstehung der Welt bis zum letzten Schrei der Weltraumforschung nichts vergessen wurde. Der Steinzeitmensch mit seinen Werkzeugen ist ebenso realistisch dargestellt wie die Gliederfahrzeuge, die mit riesigen Ballonrädern über die Mondkrater künftig hinwegfahren sollen. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft reichen sich die Hand und aus Kopfhörern an den Sitzen kommen die entsprechenden Erklärungen, mit Rücksicht auf die fremden Besucher in einem gut verständlichen Englisch. Was uns noch alles bevorsteht, zeigen unter anderem Hotels und Fabrikanlagen auf dem Grunde der Tiefsee und das fahrende und schwebende Auto der Zukunft, das im Original bereits um Käufer wirbt. Was wir unbewußt erdulden müssen, veranschaulicht die in Verstärkerröhren sichtbar gemachte kosmische Strahlung, die wie ein Ungewitter auf uns herniederprasselt. In anderen Pavillons, wo sich die Sitze Seite an Seite auf einem Fließband bergauf und bergab bewegen, oder der ganze Zuschauerraum wie ein riesiges Karussell um Bühnen herumfährt, werden die Wunder der freien und dienstbar gemachten Elektrizität bis zur Nutzenwendung in Haushalt und Industrie und echten Atomentladungen vor Augen geführt. In einem Computer-Gebäude, dessen Stützen im Wasser stehen, wird das ganze Auditorium zum Gaudium der jüngeren Besucher in eine hoch gelegene Kuppel gefahren, die sich innen als eine archi-

tektonisch reizvolle Aula entpuppt. Zu den hier gezeigten einmaligen Farbfilmen über biologische und technische Vorgänge werden von einem Doktor im Talar wissenschaftliche Erklärungen gegeben. Von einem Großteil der Besucher unbeachtet, sind an Modellen physikalische Vorgänge zu verfolgen; nur noch unter der Lupe erkennbare Bausteine eines Elektronengehirns kommen schon einer Nachbildung organischer Gehirnzellen gleich und lassen uns vor dem eingeschlagenen Weg der Technik staunen und erschauern. Aus Zeitmangel war es mir nicht gönnt, mich weiter in Einzelheiten zu vertiefen und ich begab mich in ein Speiselokal, um den geistigen Genüssen einen leiblichen hinzuzufügen. Im Vorbeigehen stellt man auf einem Tablett seine Mahlzeit selbst zusammen und wählt, wonach der Gaumen eben Lust hat. Bei dieser Gelegenheit machte ich allerdings die sehr simple Feststellung, daß Brathähnchen gleich Brathähnchen bleibt, ganz gleich, ob man es im Norden oder Süden der Vereinigten Staaten oder daheim in Europa verspeist, vorausgesetzt, daß es nicht in Öl gesotten wurde. Eine weitere wichtige Erkenntnis hieß: „Gehe auf Ausstellungen nicht in Begleitung, dann hast Du mehr davon.“

Ungern trennte ich mich von den Sehenswürdigkeiten, doch die Eintrittskarten zur berühmten Music Hall, mit denen mich eine bekannte New Yorkerin erwartete, trösteten mich über den abgebrochenen Besuch der World's Fair hinweg. Es war interessant, sich der Führung dieser einheimischen Dame anzuvertrauen. Da ihr das Englisch in Fleisch und Blut übergegangen ist, amüsierte ich mich über ihre Erklärungen, die meistens deutsch begannen und englisch endeten. Das Varieteprogramm wurde von Spitzenkräften gestaltet und die dort ständig gastierenden 36 Tanzgirls schlangen die Beine mit der Exaktheit eines Webstuhles. Was hätte unser Ausbilder auf dem Kasernenhof für eine Freude gehabt, hätte er statt uns so eine Truppe kommandieren dürfen!

Während meines Aufenthaltes in Amerika kam ich immer mehr zur Überzeugung, daß wir Bundesbürger fast amerikanischer sind als die Amerikaner selbst. Unsere meisten Fernsehshows scheinen in ihrer Platttheit aus amerikanischen Schlußverkäufen zu stammen, wogegen drüben solide und ansprechende Unterhaltung überwiegt. Nach den Varietévorführungen folgte allerdings ein Super-Farbkriegsfilm, in dem die Entwicklung der deutschen V-Waffen lückenlos bis zu ihrem Einsatz und die Ratlosigkeit im Englischen Kriegsmuseum gezeigt wurden, wobei raffiniert abwechselnd deutsch oder englisch gesprochen wurde, je nachdem, ob man sich hüben oder drüben befand. Die Deutschen kamen in dieser Handlung leistungsmäßig sehr gut, doch moralisch etwas schlechter weg. Es war nichts für zarte Nerven und daher nicht verwunderlich, daß ältere Damen bei den einseitig gestellten Bildern der Bombardierung Londons den Zuschauerraum verließen. Lohnend wäre da eine Gegenrechnung gewesen, mit der man bereits bei 1914 hätte anfangen können.

Wie anders ist doch die echte Volksmeinung, die ich bereits am nächsten Tag zum zweitenmal feststellen konnte, als bei einer Busrundfahrt die Teilnehmer, nachdem sie vom Reiseleiter hörten, daß ein „Gast aus Germany“ mit ihnen fuhr, spontan applaudierten und mir, der ich bescheiden rückwärts Platz genommen hatte, recht herzlich zuwinkten. Wie gut tat diese Feststellung, als Deutscher in Amerika nicht geächtet, sondern geachtet zu sein.

In amerikanischen Hotels stellt man keine Schuhe zum Putzen vor die Türe, will man sie nachher nicht im Mülleimer wiederfinden. Wozu gäbe es sonst die vielen Schuhputzer auf den Straßen New Yorks, deren Hautfarbe sich kaum von der Schuhcreme unterscheidet! Nachdem meine Schustersappen wieder auf Hochglanz waren, wanderte ich vorbei an älteren und neueren Wolkenkratzern und dem markanten Chrysler-Hochhaus zum UNO-Gebäude. Wer kennt die Rassen, nennt die Namen, die alle hier zusammenkommen! Es geht zu wie in einem Taubenschlag. Gruppen in phantastischen Uniformen, Schulklassen und Zivilisten aus aller Herren Länder gehen ständig ein und aus. Als ich im Foyer neugierig eine Türe öffnete, befand ich mich im Sitzungssaal und mir fiel ein, daß hier einmal einer, von dem niemand mehr spricht, mit dem Schuh auf den Tisch geschlagen hatte. Hoffentlich erfüllt diese Fabrik des Friedens die in sie gesetzten Erwartungen. Nach einigen Aufnahmen machte ich mich auf den Weg zum Empire State Building, dem höchsten Gebäude der Welt.

Es lohnt, auf diesem erst 1934 errichteten Repräsentationsstück der USA gewesen zu sein, in dem eine ganze Stadt von 25 000 Einwohnern untergebracht werden könnte. Über Schnellzüge erreicht man mit einmal Umsteigen die Plattform in rund 400 Meter Höhe in so kurzer Zeit, daß sich der Luftdruckunterschied wie Finger auf die Ohren legt und man kräftig schlucken muß, um sein Gehör wieder in Ordnung zu bringen. Ich hatte Glück mit dem Wetter und genoß den Rundblick über die Stadt, die nicht umsonst als Weltwunder gilt. Dieses Meisterwerk neuzeitlicher Ingenieurkunst, auf dem man hoch über New York steht, ist architektonisch wohltuend gegliedert und wirkt so neu, als wäre es eben erst fertig geworden. Die metallisch verkleideten Außenwände leuchten in der Sonne wie ein Märchenpalast aus Tausend und einer Nacht.

Aus dieser schwindelnden Höhe nehmen sich die belebten Straßen aus wie ein winziges Spielzeug, auf dem man die Menschen mit dem Feldstecher suchen muß. Zufällig stoppten Sirenen den Verkehr und man sah die Feuerwehr anrücken, die in der nächsten Straße mit hoch ausgefahrenen Leitern einen Zimmerbrand bekämpfte. Das Schauspiel war eine seltene Zugabe, die in allen Einzelheiten wie vom Flugzeug aus verfolgt werden konnte. Es bedurfte guter Augen, um in dem Sonnenglast die Brandstelle auszumachen. Mir fiel dabei die Schilderung eines Augenzeugen ein, der im Empire State Building beschäftigt war, als kurz nach seiner Fertigstellung im Nebel ein Militärflugzeug in halber Höhe in das Gebäude raste, so daß der Motor durch drei Zimmerwände hindurchflog. Inwohner, die sich zwei Stockwerke darüber aufhielten, erfuhren angeblich erst aus der Zeitung, was sich in ihrer nächsten Nähe zugetragen hatte. Auch beim jetzigen Zimmerbrand dürften die übrigen Hausbewohner nicht viel gemerkt haben, da alles seinen gewohnten Gang zu nehmen schien.

Was man in Amerika vermißt, ist das feierliche Glockengeläute unserer alten Städte, so daß man sich an die Mittagszeit vom Magen erinnern lassen muß. Von diesem Signal aus meinen Betrachtungen aufgescheucht, fuhr ich im Lift mit einer Gruppe Japaner wieder hinab zur Mutter Erde. Im exklusiven Restaurant Riverboat im Erdgeschoß waren die Fensterplätze besetzt und im festlich beleuchteten Souterrain machte ich von der

Einladung keinen Gebrauch. Über die geschwungene Treppe begab ich mich wieder zum Ausgang. Einige Schritte weiter in der Fünften Avenue fand ich, was mein Herz begehrt: Echtes ungarisches Goulasch als Spezialität anlässlich der World's Fair. Bevor ich mich der dienst-eifrigen Bedienung überließ, erkundigte ich mich, ob es auch das begehrte Bier dazu gab, da in vielen Speiselokalen Amerikas häufig nur Fruchtsäfte verabreicht werden. Als mir eröffnet wurde, daß ich sogar „Löwenbräu“ aus München wählen könnte, übergab ich der Garderobiere wohlwollend meinen Hut. Es war bereits sehr heiß in New York und schon jetzt im Mai von Wasserknappheit die Rede, sodaß ich entgegenkommend von dem eisgekühlten Trinkwasser wenig Gebrauch machte und mich mehr an die Importware aus München hielt.

Mein Verdauungsspaziergang führte mich vorbei am Queenstunnel, wo wie beim Lincoln Tunnel ein ununterbrochener Verkehrsstrom unter diesen breiten Wasserstraßen hindurchfließt. Unweit davon, im Terminus, dem Ankunfts- und Abfertigungsgebäude der Fluggesellschaften, von wo aus Autobusse die Verbindung mit den Flugplätzen aufrecht halten, machte ich mich langsam mit der Heimreise vertraut.

Als Abschluß gönnte ich mir noch einen Besuch im erst kürzlich fertiggestellten Staatstheater im Lincoln Center, wo zu meiner Überraschung und Freude zu deutschen Arien Tänzpaare wie aus Meißner Porzellan anmutige Tänze aufführten. Es war wieder ein kulturelles und wohltuendes Zugeständnis an uns Deutsche in der imposantesten Stadt der Welt. Dankbar für den guten Stern, der über meiner Amerikareise stand, besuchte ich sonntags die Messe in der Sankt Patricks Kathedrale, die vom Erzbischof selbst zelebriert und von Gästen eines spanischen Schiffs feierlich umrahmt wurde. In nächster Nähe die bunten Blumenbeete am Rockefeller Center, die von den himmelstrebenden Hauswänden der sie umgebenden Wolkenkratzer eingesäumt sind, gelten mit dem goldenen Denkmal als Herz dieser Riesenstadt, in der man auch viel Herzlichkeit antreffen kann.

Auf dem Kennedy-Flughafen, weit draußen vor der Stadt, wo alle zwei Minuten eines der riesigen Düsenflugzeuge aufsteigt und am Himmel verschwindet, keimte bereits der Wunsch auf ein Wiedersehen in mir auf. Die Nacht war hereingebrochen, als um 9 Uhr unsere Luft-hansa-Maschine zum Nonstopflug nach Europa startete. In wenigen Minuten befanden wir uns in elf Kilometer Höhe, weit über der Wolkengrenze und sahen den Lichterglanz der verschwenderischen Leuchtreklamen im Westen verschwinden. Nach dem ausgewählten Abendessen, das jedem Gast mit Tablett auf sein Klapp-tischchen serviert wird, verstimmt all-mählich die Gespräche und von Steward-essen verteilte Kissen und Decken luden bei gedämpftem Licht zum Schlafen ein. Doch was war das! Ist es Traum oder Wirklichkeit — um Mitternacht war das ganze Flugzeug in ein wundersames blaues Licht getaucht, das sich immer mehr verstärkte. Dieses unirdische Dämmerlicht dauert keine halbe Stunde und schon um halb ein Uhr amerikanischer Zeit ergossen sich die ersten Sonnenstrahlen über die unendliche Weite des Atlantischen Ozeans. Sichtbar setzte sich der goldene Feuerball, dem wir entgegen flogen, vom Horizont ab und bald duftete die Kabine nach Frühstückskaffee. Wenn auch von den minus 50 Grad Außentemperatur im Flugzeug nichts zu spüren war, mündete

der warme Trunk und half den versäumten Schlaf überwinden. Bald tauchte die Küste von England auf und etwas erleichtert sah man auf das tief unten vorbeiziehende, grüne Relief, aus dem Flüsse wie Silberfäden heraufglitzerten. Aus dem Lautsprecher kam die Ankündigung, daß wir uns im Raume über London befinden und bereits in 50 Minuten in Frankfurt landen werden, mit dem Zusatz, daß dort der Himmel bedeckt sei. Dieser Erklärung hätte es kaum bedurft; denn schon schwebten wir hoch über einem Wattenmeer, auf dessen schneeweißer glatter Oberfläche die Sonnenstrahlen lagen, daß die Augen schmerzten. Es wurde verdächtig ruhig in der Kabine, als wir mit unseren 900 Stundenkilometern in die Wolkendecke eintauchten, so daß die Wolkenfetzen wie Wattenbüsche auf uns zufliegen und auf die Flügel ballerten, daß es im Flugzeug zu spüren war. Es wurde immer dunkler, je tiefer wir kamen und als wir endlich durch die Wolken stießen, lag bereits der Flugplatz von Frankfurt unter uns. Nach dem gleißenden Sonnenlicht, aus dem wir kamen, meinte man, die Nacht sei angebrochen, obzwar es vormittags um die zehnte Stunde war. Nach kurzen Zollformalitäten hatte uns die Heimat wieder, um ein unvergeßliches Erlebnis reicher geworden.

Aus den Heimatgruppen

Die Ascher Heimatgruppe Ansbach hält am Sonntag, den 16. Oktober im Saale der „Hauffbräu-Gaststätten“ beim Richter Gustl ihre Ascher Landkirwa und lädt ihre Landsleute zu diesem Heimatabend herzlich ein. Für das leibliche Wohl sorgen wieder, wie alle Jahre, Gustl und Julie und für Stimmung und Tanz die bewährte Kapelle. Beginn 19 Uhr.

Die Ascher Gmeu Nürnberg teilt mit: In unserer letzten Gmeu-Zusammenkunft diskutierten wir über fünf verschiedene Veranstaltungen und beschlossen auch, daran teilzunehmen, nämlich: Am 25. September 19 Uhr das Weinlesefest der SL Ortsgruppe Nürnberg-West im „Goldenen Saal“ der Kulturverein-Gaststätten (Eintritt DM 1,50). Am 26. September 14 Uhr die Feierstunde zum „Tag der Heimat“ in der Meistersingerhalle. Am 9./10. Oktober der Egerländer Volkstag in der Messehalle und zum gleichen Termin das Turner-Treffen in Neuenhain (Taurus) (dies hauptsächlich für unsere Landsleute mit Pkw). Schließlich machen wir heuer auch noch eine „Fahrt ins Blaue“ mit. Abfahrt am 24. Oktober um 6 Uhr beim Opernhaus (Preis DM 7,50). Dazu die Anmeldung und Einzahlung an unserem nächsten Gmeutag, den 3. Oktober. An alle Ascher ergeht herzliche Einladung zu den vorgenannten Veranstaltungen; eine zahlreiche Beteiligung wird auch erwartet.

Die Taurus-Ascher treffen sich am Samstag, den 9. Oktober in der Kulturhalle in Neuenhain/Ts. zu einem Heimatabend anlässlich des Turnertreffens am darauffolgenden Sonntag. Beginn des Abends mit reichhaltigem Programm und unter Mitwirkung des Gesangsvereins „Brüderlichkeit“ von Neuenhain, sowie einiger Landsleute der Ascher Heimatgruppe im Taurus, ist um 18 Uhr, bei freiem Eintritt.

Das engere Turnertreffen findet am Samstag um 9 Uhr vormittags in einem kleineren Raum, in der Kulturhalle, unter der Leitung von Lm. Anton Pözl statt, der dabei einen Film von unserem Gau-turnfest vorführen will.

Quartieranmeldung können noch bis zum 30. September angenommen werden

bei Lm. Otto Fedra, 6232 Neuenhain/Ts., Altenhainer Straße 16a. Für spätere Meldungen kann nicht mehr gebürgt werden.

Zu diesen beiden Veranstaltungen sind alle Landsleute aus dem ganzen Bundesgebiet recht herzlich eingeladen, ganz besonders die Landsleute aus dem Frankfurter-, Rhein-Maingebiet, Main-Taunus, Wiesbaden, aus den Kreisen Limburg, Hanau, Offenbach und Darmstadt, ebenso die Sportgemeinschaften bei der Vertreibung aus der Heimat.

Wir gratulieren

85. *Geburtstag:* Frau Elise Wolfrum (Fa. Gustav Wolfrum's Sohn) am 16.10. in Kelkheim/Taunus, Klosterberg 12, wo sie seit der Ausweisung, betreut von ihrer Tochter Dorothea, lebt.

80. *Geburtstag:* Herr Oberinsp. i.R. Hans Modrack am 9.10. im Eigenheim seines Schwiegersohnes Richard Eibl, Nieheim, Piepenborn 7, Westfalen. Als eifriger Rundbriefleser verfolgt er alles Geschehen in der Heimat mit großem Interesse. Der stets aufrechte und bescheidene Mann spricht gerne von der alten Ascher Zeit, wo er als Turner, Feuerwehrmann und Feldwebel der 73er bekannt und geachtet war. Er erfreut sich bester Gesundheit und Rüstigkeit und hofft, seinen Geburtstag mit seiner Frau, seinen Töchtern, Schwiegersöhnen, Enkeln und Urenkeln verbringen zu können. — Herr Albert Panzer, ehem. Direktor der Aktienbrauerei in Asch, am 10.10. in Augsburg, Herrenbachstraße 68. Die Liebe zur Heimat und die Treue zu ihr ist Herrn Panzer Herzenssache. Sein Wissen, die reiche Sammlung von Bildern und Aufzeichnungen über Alt-Asch lassen in Freundes- und Bekanntenkreisen immer wieder schöne Stunden erleben und rufen manchmal Vergessenes wieder wach. Die Augsburger Ascher grüßen ihren Senior und wünschen ihm noch viele Jahre in Gesundheit im Kreise seiner Familie und seiner zahlreichen Freunde und Bekannten.

75. *Geburtstag:* Frau Berta Heinrich (Albert-Kirchhoff-Straße 1160) am 22.9. in Oberndorf/Neckar, Schubertstraße 44. Sie fühlt sich dort bei der Familie ihrer Tochter Gertrud Putz sehr wohl, ist munter und aufgeschlossen und freut sich immer auf den Rundbrief.

70. *Geburtstag:* Frau Christiane Martin, geb. Rödel (Schönbach 140) am 30.9. in Neu-Isenburg, Friedrichstr. 59 im Eigenheim von Schwiegersohn und Tochter Seiferlein. Ihre drei Enkelkinder sind ihre größte Freude.

Hans Ortelgele zum Fünfundsechzigsten. „Der Ortelgele-Hans ist einer unserer Besten. In seiner gradlinigen, aber doch feinfühligsten Art ist er ein vorbildlicher Jugendleiter“ — so sagte einmal der unvergessene Obmann des DSV Asch, Gymnasialdirektor Florian Hintner. Damit hatte er vor vielen Jahren die charaktergestaltenden Fähigkeiten des einstigen Zirndorfers, der anfangs 1921 als brauchbarer Fußballer mit seinem Freund Heiner Neupert nach Asch kam, schon bald erkannt. Heiner ging bald wieder zurück nach Zirndorf, zurück in die Fußballhochburg jener Zeit, die Nürnberg und Umgebung war. Hans aber, der blutjunge Matrose, der er kurz vorher noch bei der kaiserlichen Marine gewesen, Hans Ortelgele, der Schmied, blieb in Asch, schaffte in seinem erlernten Beruf bei Fleißner im Graben, später als Maschinist bei Just in Haslau und schließlich in gleicher Eigenschaft bei Chr. Geipel & Sohn. Im DSV jedoch blieb er seinem Beruf im Geiste treu, er spielte nicht nur mit Erfolg Fußball, sondern er schmiedete schon bald meisterlich den Nachwuchs des Vereins. Seine Lebensge-

fährtin, die Hittmann-Idl, hatte er bald kennen gelernt. Ihr ist zu nicht geringem Teil die Wandlung des Mittelfranken zu einem Ascher zuzuschreiben. Sein erstes Spiel für die blauweißen Farben absolvierte Ortelgele gegen Selb-Plößberg (5:2). Es war der zweite Wettkampf des Jahres. Am Sonntag vorher hatten die Ascher in Hof bei der Spielvereinigung eine saftige 0:14-Niederlage bezogen. Dafür gab es acht Tage später einen glatten 11:1-Sieg gegen Schönwald. Und dann kam das Fächingspiel gegen die „Old Boys Kamerun“ mit Brummeißl im karierten Anzug und mit Zylinder als Schiedsrichter auf der Stehleiter. Dazwischen hatten die Ascher gegen VfB Rehau ein 3:3 herausgeholt. Das waren die ersten Begegnungen mit Hans Ortelgele auf dem Schützenplatz. Lange Jahre wirkte er dann als verlässlicher Mittelläufer, bis er selbst Christ. Ganßmüller als seinen besseren Stellvertreter und würdigen Nachfolger mit unüberhörbarer Stimme im Spielausschuß vorschlug. Sein vorrangiges Bestreben war ungefähr von der Zeit des Wechsels zum Platz hinterm Gymnasium schon die Heranbildung des Nachwuchses. Daß er als Jugendleiter schöne Erfolge hatte, dafür zeugten die späteren Leistungen des DSV Asch, als junge Kräfte aus seiner Betreuung, wie Berger und Geiger, Rupprecht und Wunderlich (Marko), Popp und Teuschl, Riedel, Hartig, Wawra und Wolf, um nur einige zu nennen, die Vollmannschaften auffrischten. Eine seiner erfolgreichsten Jugendmannschaften, den Westgau-Jugendmeister 1930/31, sehen wir mit



Links oben in Zivil: Ortelgele. Neben ihm die beiden Torhüter Ernst und Gogler, dann in Zivil Oskar Zinner. Mitte von links: Hans Prüller in Zivil, dann Rahm, Steidl, Diell, Joachim, Bönsch und in Zivil August Bräutigam. Vorne von links: Rieger, Schneider, Sölich, Pecher, Ploß, Fuchs.

ihm hier im Bild. Und viele folgten noch, erinnert sei nur an Feiler, Fleißner, Suttner und den späteren Torjäger der Bayern Hof, Ernst Kirchhoff. Hans Ortelgele ist dem Sport auf seine Art treugeblieben. Vor zwei Jahren noch betreute er einen der Sportvereine seiner alten Heimatstadt Zirndorf; es würde mich nicht wunder nehmen, wenn er es jetzt noch täte. Die einstigen Lenker und Kameraden aber wünschen ihm weiterhin das Beste im verdienten Ruhestand. Glück und Gesundheit ihm, seiner Idl und seiner Tochter Else. Br.

Für die Ascher Hütte: Anlässlich des Todes ihrer Gesellschafterin Frau Emma Linhardt, Rehau von Firma Linhardt, Tubenfabrik in Hambrücken 50 DM; aus gleichem Anlaß von Adolf Wunderlich, Hambrücken 50 DM. — Statt Grabblumen für Frau Kläre Baumgärtel, Forchheim von Christian Wunderlich und Ilse Toman 20 DM — Statt Blumen auf das Grab seines Schwagers Oberlehrer i.R. Wilhelm A. Wölfel von Georg Löw, Schwäb. Gmünd 50 DM.

Ascher Heimatverband, Hilfskasse und Kulturfonds: Im Gedenken an Frau Helene Frank in Taillingen von Gust. Egelkraut, Beizenstein 10 DM. — Statt Grabblumen für ihre Cousine Marie Sarfert in Ohringen von Linda Käppel, Kronach 10 DM.

Es starben fern der Heimat

Oberlehrer i.R. Wilhelm A. Wölfel 7. Nach anderthalbjährigem Leiden erlag Oberlehrer Wilhelm Wölfel am 13.9. in Weissenbach Kr. Brückenau einer Lungenentzündung. Unter großer Anteilnahme der Bevölkerung und seiner Kollegenschaft aus dem ganzen Landkreis fand am 15. September die Beerdigung statt. Die Regierung von Unterfranken und der Bayerische Lehrerverband ließen durch ihre Vertreter am Grabe Kränze niederlegen. Wilhelm Adam Wölfel wurde 1888 in Asch geboren. Er absolvierte die Lehrerbildungsanstalt in Bielitz. Zunächst Lehrer in Nassengrub, kam er dann als Fachlehrer für Deutsch, Geographie und Geschichte an die Stein- und Bergschule. Letzterer stand er auch einige Jahre als kommissarischer Direktor vor. Seine hohe Musikalität führte ihn über die Schulstube hinaus zu öffentlichem Wirken. Rund 32 Jahre lang versah er an den evangelischen Kirchen in Asch und in Nassengrub den Organistendienst, er war aktiv in mehreren Gesangsvereinen und leitete lange den Evangelischen Kirchenchor, mit dem er eine ganze Reihe bedeutender Werke aufführte. Auch als Konzertorganist hatte er Erfolg, so z.B. im Hotel Pupp in Karlsbad. Am Klavier begleitete er namhafte Künstler, am gleichen Instrument entwickelte er eine erfolgreiche Musiklehrertätigkeit. Nach der Vertreibung kam W. A. Wölfel zunächst nach Kempten, von wo er nach kurzem Schuldienst wegen Wohnungsschwierigkeiten nach Unteraltertheim im Kreise Würzburg übersiedelte. Dort war er dann bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1953 Schulleiter. Als sein Sohn, Oberlehrer Wilhelm Wölfel, nach Weissenbach versetzt wurde, zog er mit seiner Frau Berta (geb. Wagner aus Neuenbrand) ebenfalls dorthin. Auch hier leitete er noch den kleinen dörflichen Kirchenchor, bis ihn seine Erkrankung an das Zimmer fesselte. Mit seinem Heimgang hat sich das Häuflein der vorbildlichen alten Ascher Lehrerschaft weiter gelichtet.

Herr Christof Adler (Krugreuth) am 29.8.1965 in Aschaffenburg, im 61. Lebensjahr. Anfang Mai fuhr er noch mit seiner Frau in die alte Heimat zu seinen verwitweten Schwestern. Erschüttert von der gesehenen Verwüstung kehrte er zurück. Mit ihm ging ein arbeitsreiches Leben mit immer heiterem Gemüt und Schlagfertigkeit zu Ende. Seine Urne wurde am 2.9. auf dem Waldfriedhof in Aschaffenburg beigesetzt. — Herr Oswald Fleischmann, 60jährig am 27.8.1965 in Eschenrod bei Schotten. Der Verstorbene gehörte in der Heimat lange Jahre zu den aktiven Spielern des DSV Asch, bis er zu dem neugegründeten Fußballverein Sportbrüder überwechselte, welchem er bis zur Auflösung die Treue hielt. Nach der Vertreibung trat er auch in seiner zweiten Heimat Eschenrod dem Fußballverein bei, wo er mit großem Eifer und Einsatz die Jugendmannschaften betreute. Der Vorsitzende dieses Vereines brachte die Verdienste des Verstorbenen in ehrenden Worten an seinem Grab zum Ausdruck. Neben seiner eifrigen sportlichen Betätigung hat der Verstorbene auf Grund sorgfältigen Studiums der einschlägigen Gesetze und Verordnungen vielen Heimatvertriebenen und auch Einheimischen in Versorgungsangelegenheiten helfen können. Die große Trauergemeinde, die ihm auf seinem letzten Wege das Geleit gab, war ein sichtbares Zeichen für

die Beliebtheit, die er in seiner neuen Heimat genoß. — Frau Maria Pecher, geb. Garreis (Gastwirtin, Egerer Straße — Forst) am 12. 8. 1965 im Kreiskrankenhaus Vilsbiburg, 21 Tage vor Vollendung des 80. Lebensjahres. Sie wurde in Geisenhausen/Ndb., wo sie die letzten zehn Jahre gewohnt hat, zur letzten Ruhe gebettet. — Frau Marie Sarfert (Rosmaringasse, Schneidermeisterswitwe), 78jährig am 10. 9. in Öhringen. Einem oft geäußerten Wunsche gemäß wurde sie nach Erkerreuth überführt und dort in Heilmattenehe zur letzten Ruhe gebettet. — Herr Max Zeitler (Postangestellter, Selber Gasse 11), 83jährig am 5. 9. in Neuisenburg. Der Verstorbene war bis zu seiner schweren Erkrankung wiederholt mit Beiträgen zum Ascher Rundbrief vor seine Landsleute getreten und hatte für seine lebendigen Schilderungen immer eine dankbare Leserschaft gefunden. Die Vertreibung brachte ihn zunächst nach Stockheim in Unterfranken. Dort setzte er sich für seine Schicksalsgenossen tatkräftig ein. Er wurde in den Kreisrat gewählt und war dann auch einige Jahre lang stellvertretender Landrat.

Berichtigen Sie im Adreßbuch

Asch:
Feiler Otto, 586 Iserlohn, Ginsterweg 23 (Bayernstraße 29), Übersiedlung aus Aalen/Wittbg.
Fuchs Alfred, 836 Deggendorf/Do., Waldstr. 20. Übersiedlung aus Kitzingen.
Künzel Erhard, 674 Landau/Pfalz, Neustädter Str. 36 (Zeppelinstraße), Übersiedlung aus Lich.

Roßbach:
Müller Hermann, Bez.-Kaminkehrermeister i. R., 8621 Grub am Forst ü. Lichtenfels, Bahnhofstr. 24 (Roßbach), Übersiedlung aus München.

Neuberg:
Wunderlich Otto, 867 Hof/S., Lodaeweg 28. Umzug im Ort.

Neuenbrand:
Maria Hippeli, 605 Offenbach/M., Richard-Wagner-Straße 40. Umzug im Ort.

Niederreuth:
Glässer Hermann, 6831 Waghäusel ü. Schwetzingen, Schulstraße 4. Übersiedlung aus Oberhausen b. Schwetzingen.

Büchertisch

RENTE STEIGERN DURCH RICHTIG WEITERVER- SICHERN in der Angestellten- und Arbeiterrentenversicherung. Unter Berücksichtigung der Härtenovelle vom 9. Juni 1965 von Rentenberater A. Kulinski, Amtsrichter a. D. — Stand August 1965, 134 Seiten, mit einem übersichtlichen Rentenrechnungsbogen, Preis DM 9,60 — Verlag „Die Rentenversicherung“, 7 Stutgart-Bezirk Cannstatt, Daimlerstraße 9, Postfach 862.

Durch die Härtenovelle vom 9. 6. 1965 sind viele Rentenbestimmungen geändert und neu geschaffen worden. An Hand von vielen Beispielen werden in dem Buch in leicht verständlicher Weise alle Möglichkeiten der Rentensteigerung bei Pflicht- und freiwillig Versicherten aufgezeigt und Ratschläge und Hinweise zur Beitragsersparnis (bis zu DM 200,— im Jahr) und zu neuen Rentenan- sprüchen gegeben. Besonders vorteilhaft ist, daß auch die ab 1. 1. 1966 geltenden neuen Bewertungs- und Berechnungsbestimmungen an Hand von Beispielen leicht verständlich dargestellt wurden, so daß das Buch auch für richtige Zukunftsberechnungen verwendet werden kann. Besonders sei auch auf das wirklich einfache und übersichtlich gehaltene Rentenrechnungsbogenformulare hingewiesen.

KRONEN-KALENDER „Tierwelt“ 1966. Zwölf herrliche, naturgetreue Abbildungen von Vögeln und Faltern nach Künstler-Originalen, sechs- bis achtfarbiger Offsetdruck, Format 31x22,5 cm, DM 6,80.

KRONEN-KALENDER „Pflanzenwelt“ 1966. Zwölf Naturdarstellungen aus der Pflanzenwelt nach Künstler-Originalen, sechs- bis achtfarbiger Offsetdruck, Format 31x22,5 cm, DM 6,80.

Die Kronen-Kalender sind Monats-Kalender bester Qualität. Die den Abbildungen zu Grunde liegenden Originale wurden von hervorragenden Künstlern geschaffen. Um die kostbaren Zeichnungen mit all ihren Feinheiten und Farbunterschieden originalgetreu wiederzugeben, erfolgte der Druck der Darstellungen auf bestem holzfreiem Karton sorgfältigst in sechs bis acht Farben. So enthält jeder Kalender zwölf wertvolle Kunsttafeln von großer Schönheit.

Kronen-Verlag Erich Cramer, 2 Hamburg 1, Stein- damm 9.

Carl von Boehme: **„PRAG — DIE GOLDENE STADT AN DER MOLDAU“**, 114 prächtige, große Aufnahmen, Geschichte und Erlebnis im Text (64 Seiten), 28x21 cm, Leinen DM 24,80, im Adam Kraft Verlag, Augsburg.

Prag, diese seit einem Jahrtausend berühmte,

bewunderte, geliebte und zugleich so unheimliche, vom Glanz gefährlicher Magie leuchtende Stadt ist hier in Wort und Bild eingefangen. In mehr als hundert Aufnahmen versucht dieser Bildband, Zauber, Melodie und düsterer Tragik der Stadt nachzuspüren. Er gibt eine Auswahl aus der unerschöpflichen Fülle, aber doch ein abgerundetes Bild. Was den Band von vielen anderen unterscheidet, ist die enge Verflechtung von Bild und Text, ist überhaupt dieser 64 Seiten Großformat umfassende Textteil, in dem ein mit den Geheimnissen Prags vertrauter Autor in einer ebenso spannenden wie amüsanten, von zahlreichen Histörchen und Anekdoten durchwobenen Plauderei Geschichte und Leben der Stadt festhält. Carl von Boehme, der schon in seinem Prager Roman „Unter dem Hradschin“ die königliche Stadt an der Moldau hinreißend geschildert hat, gibt dem Leser eine unvergessliche Deutung des Bildes und des Schicksals der Goldenen Stadt an der Moldau.

Die soziale Spalte

Neuerungen aus Gesetzgebung, Verwaltung und Rechtsprechung, die insbesondere für Versorgungs- und Sozialrentner und für Unterhaltshilfe- und Unterstützungsempfänger zur Wahrung ihrer Rechte wissenswert sind.

Bearbeiter dieser Hinweise: Artur E. Bienert, 34 Göttingen.

Umfang der wirtschaftlichen Einheit landwirtschaftlichen Vermögens

Da die wenigsten Geschädigten den Einheitswert ihres verlorenen landwirtschaftlichen Betriebes durch Urkunden nachweisen können, bildet die Ermittlung des Ersatzeinheitswertes für die Schadensfeststellung die Regel. Der Ersatzeinheitswert kann aber nur dann richtig sein, wenn seiner Ermittlung durch das Ausgleichsamt das gegen andere Vermögensarten richtig abgegrenzte landwirtschaftliche Anwesen zugrunde liegt. Maßstab hierfür ist die wirtschaftliche Einheit.

In der wirtschaftlichen Einheit eines landwirtschaftlichen Betriebes faßt das Ausgleichsamt nur die demselben Eigentümer gehörenden und der gleichen Vermögensart (Land- und Forstwirtschaft) angehörenden Wirtschaftsgüter zusammen. Dabei wird die Zusammenfassung nicht dadurch ausgeschlossen, daß die Wirtschaftsgüter dem Ehegatten gehören. Auch werden Betriebsmittel, die der Betriebswirtschaftung des Hofes dienen, einbezogen, wenn sie nicht dem Eigentümer des Grund und Bodens gehören (z. B. Pächterinventare).

Abgrenzung und damit Umfang der wirtschaftlichen Einheit richten sich nach Zweckbestimmung und wirtschaftlicher Zusammengehörigkeit der einzelnen Wirtschaftsgüter. Von besonderer Bedeutung für die Beurteilung sind die örtliche Wohnhaftigkeit und die Verkehrsanschauung, d. h. die sich aus Gebrauch und Erfahrung ergebende Ansicht der Allgemeinheit. Der Wille des Eigentümers ist nicht von vornherein entscheidend. Doch gibt er oft mittelbar den Ausschlag, weil er sich in der Regel der Verkehrsanschauung anpaßt.

Gesonderte Bewertung von Hofstellen und Gebäuden

Wenn insbesondere bei kleinen Anwesen die Hofstelle oder das Wohngebäude des Besitzers nicht dem landwirtschaftlichen Vermögen, sondern dem Grundvermögen zuzurechnen ist, so werden bei der Bewertung uneingeschränkt und ausschließlich die für die Bewertung von Grundvermögen geltenden Vorschriften angewendet. Insoweit ist auch eine Bewertung als Einfamilienhaus zulässig. Das gilt entsprechend für landwirtschaftliche Betriebe mit Hofstelle, die einen Regelwert unter 350 Reichsmark haben und als Grundvermögen bewertet werden.

Rechnet dagegen die Hofstelle oder das Wohngebäude des Betriebsinhabers zum landwirtschaftlichen Vermögen und trägt der Regelwert mindestens 350

Reichsmark, so wird nach dem Flächenwertverfahren der Mindestwert ermittelt, wenn der Regelwert oder der Regelmindestwert um wenigstens 5 vom Hundert niedriger ist. Für das Wohngebäude des Inhabers oder für den seiner Wohnung dienenden Gebäudeteil kommt dann der Flächenwert für Mietwohngrundstücke zur Anwendung.

Die zu den Gebäuden (Gebäudeteilen) gehörenden Grundstücksflächen (Hofraum und Hausgartenflächen), die bei der Anwendung des Flächenwertverfahrens miterfaßt worden sind, werden von der Gesamtfläche des landwirtschaftlichen Betriebes nicht abgezogen. Auch der auf die Gesamtfläche anzuwendende Betriebshektarsatz erfährt allgemein keine Änderung. Die darin liegende Doppelbewertung der Bezugsfläche wird wegen ihrer geringen Auswirkung hingenommen.

Depositenkonten im Währungsausgleich

Entschädigung nach dem Währungsausgleichsgesetz kann für Depositenkonten nur dann gewährt werden, wenn unter anderem für sie eine Kündigungs- oder Anlagefrist vereinbart ist. In diesem Falle steht das Konto einem Sparguthaben gleich.

Für die Vereinbarung einer Kündigungsfrist genügt es aber nach einem Urteil des Bundesverwaltungsgerichts vom 13. November 1963 nicht, daß tägliche Kündigung vereinbart war.

Richtig sei zwar, daß die Inhaber von Depositenkonten unter bestimmten Voraussetzungen den Inhabern von Sparbüchern gleichgestellt werden sollten. Indessen habe der Gesetzgeber durch das Verlangen nach Erfüllung bestimmter formaler Erfordernisse deutlich gemacht, daß die Gleichstellung nicht von dem wirtschaftlichen Zweck der Einlage abhängig ist. Zu diesen Erfordernissen zähle auch die Vereinbarung einer Kündigungs- oder Anlagefrist. Die Bedeutung dieses Erfordernisses würde verkannt, würde allein dem Tatbestandsmerkmal „Vereinbarung“ Gewicht zugemessen. Jede Einlage erfolge unter Vereinbarung der Einlagebedingungen. Das Verlangen des Gesetzes nach Vereinbarung einer Kündigungs- oder Anlagefrist könne deshalb nur bedeuten, daß die Vereinbarung einen bestimmten Inhalt gehabt haben muß, nämlich die Festlegung der Einlage auf eine bestimmte Zeit.

Haben Sie Ihre
Beitrittserklärung
zum Ascher Heimatverband
schon abgegeben?
Wenn nicht, tun Sie es bitte
heute noch.

Ein Geschenk heimatlischer Verbundenheit:

BLICK ÜBER ASCH ZUM BISMARCKTURM

Originalradierung, Bildformat 21x30 cm, Preis 12,— DM (Versand inbegriffen). Bestellung mit Rückgaberecht bei Heinz Künst, 8204 Kaitwies, Kallmünzer Siedlung 21.

ASCHER RUNDBRIEF

Heimatblatt für die aus dem Kreise Asch vertriebenen Deutschen — Erscheint zweimal monatlich, davon einmal mit der ständigen Beilage „Unser Sudetenland“. — Vierteljahres-Bezugspreis DM 4,50. — Kann bei jedem Postamt bestellt werden. — Verlag, Druck und redaktionelle Verantwortung: Dr. Benno Tins, München-Feldmoding. — Postscheckkonto: Dr. Benno Tins, München, Konto-Nr. 1121 48 — Fernruf: München 3 13 26 35 — Postanschrift: Verlag Ascher Rundbrief, 8 München-Feldmoding, Schließfach 33.

WIR ÜBERNEHMEN IHRE BETTENSORGEN
und beraten Sie gern aus erster Quelle:

Daunen per Pfund zu 28 und 36 DM
Bettfedern (auch geschlissen) per Pfund
zu 8.—, 11.—, 14.— und 18.— DM
Daunen-Einziehddecken 140 cm breit
schon ab 78.— DM
Stegbetten in Karo und Schlauchform,
erstkl. Bettwäsche 130 u. 140 cm breit
Gut gefüllt Sofakissen 4 Stück 20 DM

Wir führen Inlett von der billigsten bis zur
besten Qualität f. Kopfkissen u. Oberbetten

BETTEN-PLOSS

888 DILLINGEN / Donau

In **Rehau** finden Sie gut möblierte Zimmer im
Gästehaus „SINA“ — Privatpension
Föhrenreuther Straße 19, Frau Naumann

Rheumakranke wurden schmerzfrei durch Anwendung von **Dr. Bonsel's Pferde-Fluid 88 (10,70) und Minkakapsel (9,90)**. Beziehbar über Apotheken. Verlangen Sie Gratisprospekt.
B. O. Minck, 237 Rendsburg, Fach 375

Plötzlich und unerwartet verstarb am 23. 8. 1965 mein herzensguter Mann, unser lieber Vater, Schwiegervater, Opa, Bruder, Schwager und Onkel

Herr Gustav Ächtner

im Alter von 65 Jahren. Wir haben unseren lieben Entschlafenen am 26. 8. 1965 zur letzten Ruhe gebettet.

In stiller Trauer
Ella Ächtner, geb. Heinrich
Irmgard Katscha, geb. Ächtner,
und Familie

Dachau — früher Nassengrub/Asch

Nun schlafe, Herz und ruh Dich aus,
vorbei ist Sorg und Müh,
ganz leise rauscht am stillen Grab
die alte Melodie: „s' ist Feieram“.

Für uns alle unfahbar ging unser treusorgender Gatte, Vater, Opa, unser lieber Bruder

Christof Adler geb. 17. 2. 1905

am 29. 8. 1965 plötzlich durch Herzschlag für immer von uns.

In stiller Trauer
Eise Adler, Gattin
Richard Adler, Sohn
Margot Adler, Schwiegertochter
Bärbel Adler, Enkel
Sofie, Elsa, Richard, Geschwister
und alle Anverwandten

Aschaffenburg, Mörswiesenstraße
früher Krugsreuth

Allen Freunden und Bekannten aus der Heimat geben wir hiermit die schmerzliche Nachricht, daß am 29. August 1965 Herr

Georg Frank

früher Asch, Berggasse
bei Schablonen-Hofmann

im Alter von 87 Jahren verschieden ist.

Nach der Ausweisung wurden er und seine Frau von Familie Theiß in Weitershain freundlich aufgenommen, wo sie eine zweite Heimat fanden.

Die Beerdigung fand am 31. 8. 1965 unter großer Anteilnahme statt.

In stiller Trauer
die Hinterbliebenen

Nach einem arbeitsreichen Leben und nach kurzer, mit viel Geduld ertragener Krankheit verschied am Samstag, den 28. August 1965 unsere liebe Tante und Schwägerin, Frä.

Rosa Strobel

im Alter von 79 Jahren.

In stiller Trauer
Berta Fritzius, geb. Jacobi

Die Einäscherung fand in aller Stille statt. Die Urne wurde am 10. September 1965 in Nidda im Grabe ihrer verstorbenen Schwester beigesetzt.

Eichelsdorf — früher Asch, Rosmaringasse

Am 5. September 1965 verschied in Neu-Isenburg bei Frankfurt mein lieber Mann, unser guter Vater, Schwiegervater, Großvater, Urgroßvater, Schwager und Onkel, Herr

Max Zeitler

im Alter von 83 Jahren.

Die Beerdigung fand am 8. September 1965 am Friedhof in Neu-Isenburg statt.

In stiller Trauer
Anna Zeitler, Gattin
und alle fern der Heimat
weit verstreuten Angehörigen

Neu-Isenburg b. Frankfurt/M., Pappelweg 57
früher Asch, Untere Selber Gasse 11

Plötzlich und unerwartet starb am 27. August 1965 unser lieber Bruder, Schwager und Onkel, Herr

Oswald Fleischmann

im Alter von 60 Jahren.

Wir haben unseren lieben Entschlafenen am 29. August 1965 auf dem Friedhof in Eschenrod bei Schotten zur letzten Ruhe gebettet.

Frankfurt/Main, Höchst/Main, Frankfurt/M.-Unterliederbach, Bad Vilbel
früher Asch, Uhlandgasse 11

**Familien Alfred, Karl
und Gustav Fleischmann**

Mein lieber Gatte, unser guter Vater, Schwiegervater und Großvater, Herr

Franz Pfeilschiffer

Kaufmann

starb am 9. September 1965 nach längerer Krankheit im 62. Lebensjahr.
8495 Roding/Opf., Am Bahnhof — früher Asch, Pestalozzistraße 1972

In tiefer Trauer
Anna Pfeilschiffer, geb. Meyer, Gattin
Marlene Schreiner, Tochter mit Familie
Erika Heinrich, Tochter mit Familie
Elfriede Pruß, Tochter mit Familie
im Namen aller Verwandten

Am 10. September 1965 verschied unsere liebe Mutter, sowie Schwester und Tante, Frau

Marie Antonie Sarfert geb. Seidel

im 78. Lebensjahre an den Folgen eines Schlaganfalles im Krankenhaus zu Öhringen.

Selb, Albert-Schweitzer-Straße 8 — früher Asch, Rosmaringasse 5

In stiller Trauer
Adolf Sarfert, Sohn
Lydia Rank, geb. Sarfert, Tochter
zugleich im Namen der Verwandten

Nach langem, schwerem Leiden wurde am 13. 9. 1965 mein lieber Mann, unser unvergessener Vater, Schwiegervater, Schwager, Onkel, Cousin. und Pate,

Wilhelm Adam Wölfel

Oberlehrer i. R.

im Alter von 77 Jahren aus unserer Mitte gerissen.

Die Beerdigung fand am 15. 9. 1965 auf dem Friedhof zu Weißenbach statt.

In tiefer Trauer
Berta Wölfel
Wilhelm Wölfel
Anna Wölfel
im Namen aller Angehörigen

Weißenbach, Kreis Brückenau — früher Asch, Rudolfsgasse 10